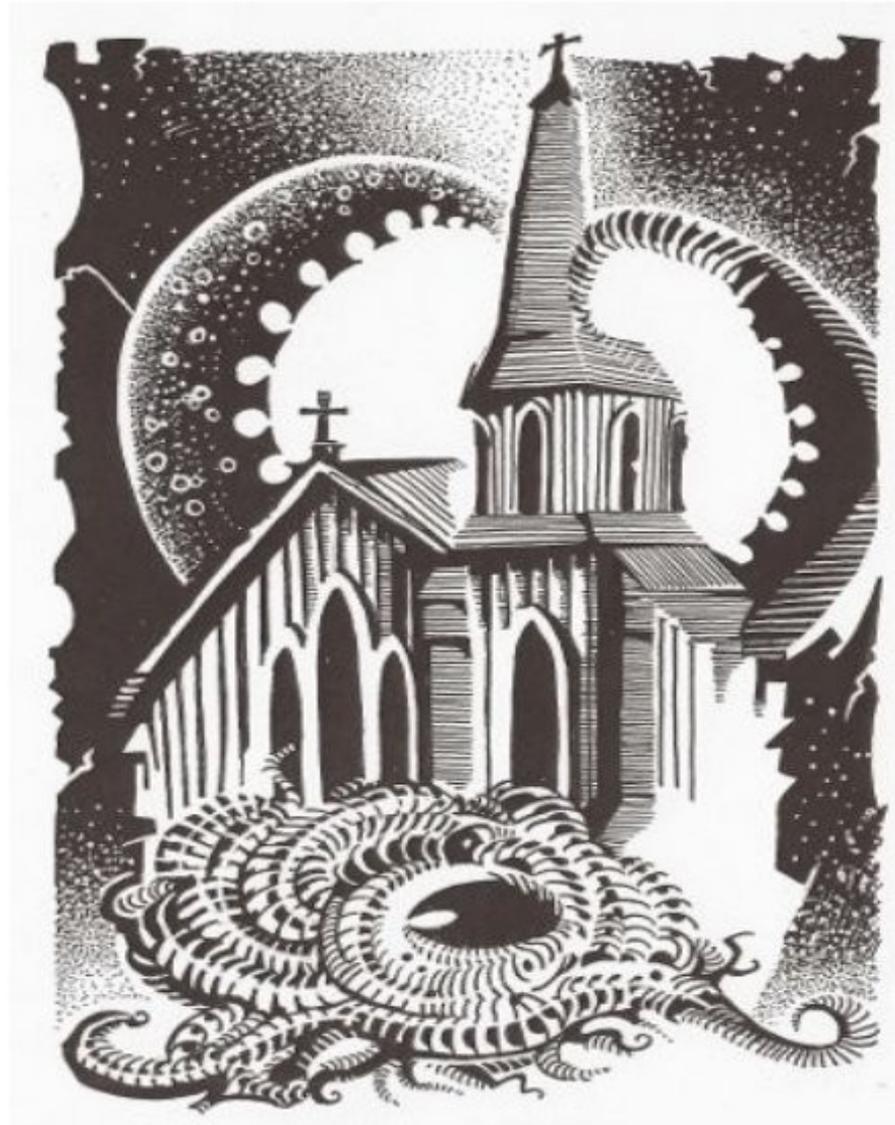




Cthulhu Libria



Magazin für lovecraft'sche Literatur und Phantastik

Mai 2012 – Nr. 45

Titelbild

Stephen King – Jerusalems Lot

von

Johann Peterka

Lektorat/Korrektorat

Nina Horvath

Impressum

Zusammengestellt wird CTHULHU-LIBRIA von Eric Hantsch und erscheint einmal im Monat. Mit der Veröffentlichung wird kein kommerzielles Ziel verfolgt, der Download ist kostenlos und unverbindlich. Die Redaktion erwirtschaftet keinen Gewinn, sondern ist bestrebt, so umfassend wie möglich zu informieren. Alle Inhalte werden mit größter Sorgfalt erstellt, jedoch kann für Sekurität, Aktualität und Vollständigkeit keine Garantie übernommen werden. CTHULHU-LIBRIA ist nur für den privaten Gebrauch bestimmt. Eine kommerzielle Verwertung ist nicht gestattet! Die Redaktion nimmt zum Inhalt Dritter die Rechte dieser wahr. Inhalts- und Medienquellen sind, wenn nicht anders vermerkt, die der jeweils angegebenen Verlage. Beiträge, die von dritten Autoren erstellt werden, unterliegen deren Urheberrecht und dürfen nur mit deren Erlaubnis verwertet werden. Sollte es zu Urheberrechtsverletzungen kommen, wird um einen Hinweis bzw. um Kontaktaufnahme gebeten, um unnötige Kosten auf beiden Seiten zu vermeiden. Sollte sich Ihr Hinweis als gerechtfertigt erweisen, wird das Problem umgehend beseitigt. Die Redaktion weist darauf hin, dass in CTHULHU-LIBRIA keine verbotenen, sittenwidrigen, rechts- oder linksradikale wie auch pornographische Inhalte Eingang finden. Titel mit erotischem Inhalt können jedoch enthalten sein. Inhalte mit explizitem sexuellen Charakter sind rein fiktiv!

Redaktion CTHULHU-LIBRIA V.i.S.d.P.:

Eric Hantsch

Bischofswerdaer Straße 273

01844 Neustadt i. Sa.

Erichantsch@yahoo.de

CTHULHU-LIBRIA ist als PDF-Download über [LITERRA.INFO](#) und [CTHULHUS_RUF](#) verfügbar, oder kann durch eine formlose E-Mail an Cthulhu-Libria-subscribe@yahoogroups.de abonniert werden. Um sein Abo wieder zu kündigen, genügt ebenfalls eine formlose E-Mail an Cthulhu-Libria-unsubscribe@yahoogroups.de. Natürlich kostenlos!

Cthulhu Libria

Das Team von A bis Z

[Alisha Bionda](#) - Rezensentin

[Hantsch, Eric](#) - Herausgeber, Recherche

[Hilleberg, Florian](#) - Rezensent

[Hofmann, Thomas](#) - Rezensent

[Horvath, Nina](#) - Lektorat, Rezensentin und guter Geist des Magazins

[Huber, Elmar](#) - Rezensent

[Kentsch, Benjamin](#) - Rezensent

[Peterka, Johann](#) - Grafiker und Illustrator

[Schmolk, Dennis](#) - Rezensent

[Stadelmann, Michaela](#) – Redakteurin

Inhalt

Fhtagn!	Seite 6
News aus R'Lyeh	Seite 7
Cthulhu found?	Seite 8
Lovecraftsche Vorschau	Seite 9
Novitätenbericht des Monats	Seite 10
Weitere Neuerscheinungen	Seite 42
Con-Kalender	Seite 47
Kioskgeflüster	Seite 48
Rezicenter	Seite 52
Verlagsvorschau 12/13	Seite 69
Kioskgeflüster Vorschau 12/13	Seite 77
Phantastisches Allerlei	Seite 78
Aus dem vergessenen Bücherregal	Seite 89
Imaginatio Lux	Seite 93
Verlagsverzeichnis (Verlinkt)	Seite 114



Hochverehrte Tiefenwesen, liebe Mitshoggothen,

wie schon in der März-Ausgabe CTHULHU LIBRIA erwähnt, ist das Zine nun schon ein Jahr alt und es hat tatsächlich den Anschein, als würde es sich immer größerer Beliebtheit erfreuen. Grund genug an dieser Stelle meinen expliziten und aufrichtigen Dank an alle zu richten, die CL unterstützen. Dieser richtet sich natürlich an Nina Horvath und Johann Peterka; an Elmar Huber, Benjamin Kentsch, Alisha Bionda, Dennis Schmolk und Florian Hilleberg. Vielen Dank für Eure unentbehrliche Arbeit für CL! Ohne Euch würde es CTHULHU LIBRIA in dieser Form nicht geben.

Auch allen treuen Lesern möchte ich meinen Dank aussprechen! Über ein paar Mails, wie euch das Zine gefällt oder was noch zu verbessern wäre, würden wir uns sehr freuen!

In dieser Ausgabe nun, erwarten Euch wieder Rezensionen phantastischer und unheimlicher Titel; nicht zu vergessen die üblichen Vorstellungen neuer Bücher. Daneben gibt es einen Bericht zum *Marburg-CON*, der erst jüngst im April abgehalten wurde; und ein Porträt zum neugegründeten Phantastik-Netzwerk *Die Loge*.

Abgerundet wird die Ausgabe mit der lovecraftschen Geschichte *Totensee* von Uwe Voehl, die als Erstveröffentlichung 2009 in der auf 99 Exemplare limitierten Anthologie *Dunwich – Ein Reiseführer* erschien. Zu diesem Anlass wurde exklusiv eine Zeichnung von Johann Peterka angefertigt. Diese ist nur in CTHULHU LIBRIA zu finden! Außerdem ist der zweite Teil zu Johann Peterkas Graphic Novel *The Haunter of the Dark* hier zu finden. Unser spezieller Dank dafür geht an Uwe Voehl und Johann Peterka!

Tentaklige Grüße sendet Euch

Das CL-Team

Cthulhu Libria



News aus R'lyeh

FRÄULEIN SCHMIDT UND DIE SUCHE NACH ATLANTIS



Autor: Wilko Müller jr.
Verlag: [Projekte Verlag Cornelius](#)
Umfang: 172 Seiten
ISBN: 9783862378739
Preis: 10,50 Euro

2011 konnte der Leser das erste Mal mit Fräulein Schmidt und dem verschrobene Antiquar Wichowski in Fräulein Schmidt und das Lächeln der Mona Lisa auf eine apokalyptische Reise gehen. Nun legt Wilko Müller jr. nach – nicht weniger spannend und mit einen Schuss lovecraftscher Inspiration.

Zum Inhalt

Nach überstandenen Abenteuer, das nichts Geringeres zum Ziel hat, als die Rettung der Welt, könnten sich Antiquar Wichowski und Fräulein Schmidt eigentlich mal eine verdiente Pause gönnen. Doch das Schicksal macht ihnen einen Strich durch die Rechnung, denn ein alter Feind ist zurückgekehrt und will nicht mehr oder weniger, als den großen Cthulhu aus seinem äonenlangen Schlaf zu wecken, um das Ende der Menschheit herbeizuführen. Um sein Ziel zu erreichen, geht er über Leichen – sogar die von Göttern!

Cthulhu Libria



CTHULHU FOUND?

CTHULHUS RUF: DIE CTHULOIDE ROLLENSPIEL-PUBLIKATION Eine Buchbesprechung von Dennis Schmolk



Titel: Cthulhus Ruf 1
Autor: Redaktion Cthulhus Ruf
Verlag: [Cthulhus-Ruf](#)
Umfang: 80 Seiten
ISSN: Nicht vorhanden
Preis: 6,00 Euro

Die Nachricht vom Ende der „Cthuloiden Welten“ (CW), über das ich auch in Cthulhu Libria #38 schrieb, überraschte viele Fans und hinterließ eine Lücke im deutschsprachigen Cthulhu-Rollenspiel-Segment. In diese stößt nun „Cthulhus Ruf“ (CR), das neue Printmagazin für Rollenspiel-Materialien, Abenteuer und Hintergrundartikel zum Rollenspiel „Cthulhu“ (Pegasus Press), der deutschen Variante von „Call of Cthulhu“ (Chaosium). Das Team überschneidet sich dabei in vielen Personen mit dem alten CW-Team und einiges Material, das nun seinen Weg in CR findet, wurde ursprünglich für die CW produziert.

Zunächst zu den Rahmendaten: Man bezahlt 6,- für 80 Seiten Content, das ist auf die Seitenzahl umgerechnet fast genau so viel wie die Cthuloide Welten kostete. Diese hatte allerdings eine Bindung, CR ist geheftet - dafür wurden ihr einige Farbseiten spendiert. Ich finde das Layout sehr ansprechend und moderner als das der CW. Besonders gefallen hat mir die Aufmachung des A3-Covers als Zeitung.

Relevanter sind natürlich die inneren Werte, und davon hat CR einige zu bieten. Frank Heller, ehemaliger Chefredakteur der CW, steuert ein Grußwort bei – die Kontinuität ist also gewährleistet. Die „Flüstertüte“ ist eine subjektive Kolumne, in deren erster Ausgabe es um die Frage geht, ob man HPL eher als Pulp-Autor oder als Literaten ansieht. Der Autor plädiert klar für Pulp und macht auch keinen Hehl daraus, dass er HPLs Stil für nahezu unlesbar hält. Ein Porträt des Horror-Autors China Mieville untersucht u.a. motivische und stilistische, aber

auch charakterliche Gemeinsamkeiten mit Lovecraft: Etwa die klare politische Ausrichtung beider Autoren, bei Lovecraft rechts-konservativ, bei Mieville links-sozialistisch.

Rollenspieltheoretisch geht es um Railroading, wann dieses legitim und wann störend ist und wie man „gerailroadete“ Abenteuer so leitet, dass den Spielern die Unfreiheit nicht zu offenbar wird. In den Sach- und Themenartikeln widmet man sich der Lokalität (und Lokalen), die etwa als Schauplatz von Abenteuern oder als Hauptquartier der Charaktere Verwendung finden können, zudem gibt es einen Artikel zu Murnaus Filmen und Techniken. Eine neue Rubrik stellt in jeder Ausgabe eine historische (?) Person und ihre Verwendungsmöglichkeiten als Teil des Mythos vor, in diesem Heft den „Mann mit der Flüstertüte“.

Die drei Abenteuer habe ich mir – auch, weil ich sie vielleicht selbst spielen möchte – nur zum Teil zu Gemüte geführt – und was ich gesehen habe, überzeugt. "Das Camp" ist ein Abenteuer mit jugendlichen Charakteren (von denen eine Handvoll vorgefertigt mitgeliefert wird), das zivilisationsferne Stimmung und viele Anspielungen verbindet. Mit dem Piraten-Setting von "Des Totenmanns Kiste" konnte ich mich trotz Lektüre der Materialien bei der CW (<http://www.cthuloide-welten.de/689+M5537730d75d.html>) bis dato nicht anfreunden, aber das könnte der richtige Spielleiter sicher ändern. „Falsche Freunde“ spielt im Göttingen der 20er Jahre und ist wohl der Auftakt zu einer längeren Kampagne.

Fazit:

Der Kauf lohnt sich für alte Leser der CW genauso wie für jeden Freund cthuloiden Rollenspiels. Man darf gespannt sein auf weitere Ausgaben. Das Heft gibt es auf der Website <http://www.cthulhus-ruf.de/> zu bestellen.



LOVECRAFTSCHE VORSCHAU 12/13

FESTA VERLAG

Lovecrafts Bibliothek Band 26: Die Grabgewölbe von Yoh-Vombis - Clark Ashton Smith, ca. 380 Seiten, ca. September 2012

Lovecrafts Bibliothek Band 27: Tote erinnern sich - Robert Ervin Howard, ca. 352 Seiten, **Ende September 2012**

Lovecraft Bibliothek Band 28: Geschichten aus dem Cthulhu-Mythos, Jeffrey Thomas, ca. 300 Seiten, **Ende August 2012**

Lovecraft Bibliothek Band 29: Die Heimsuchung - Whitley Strieber, 384 Seiten, **18. Juni 2012**

Lovecrafts Bibliothek Band 30: Das Labyrinth des Maal Dweb - Clark Ashton Smith, ca. 380 Seiten, **2. Quartal 2013**

Lovecrafts Bibliothek 2631: Der schwarze Hund des Todes - Robert E. Howard, ca. 352 Seiten, **2. Quartal 2013**

Sammlerausgaben: Der Besudler auf der Schwelle - Edward Lee, Seitenanzahl noch unbekannt, Weihnachten 2012

GOBLIN PRESS

Der kataleptische Traum - Michael Knoke, ca. 100, 2012

Nachtmarkt Voodoo - Andreas Ackermann, Seitenanzahl noch unbekannt, Herbst 2012

NEMED HOUSE

Redmask 3 (Pulp Magazin) - Anthologie (Hrsg. Axel M. Gruner), ca. 200 Seiten, **2012**

Redmask 4 (Pulp Magazin) - Anthologie (Hrsg. Axel M. Gruner), ca. 200 Seiten, 1. November 2012

Studien in Smaragd: Die Abenteuer des Aristide Allard - Axel M. Gruner. Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

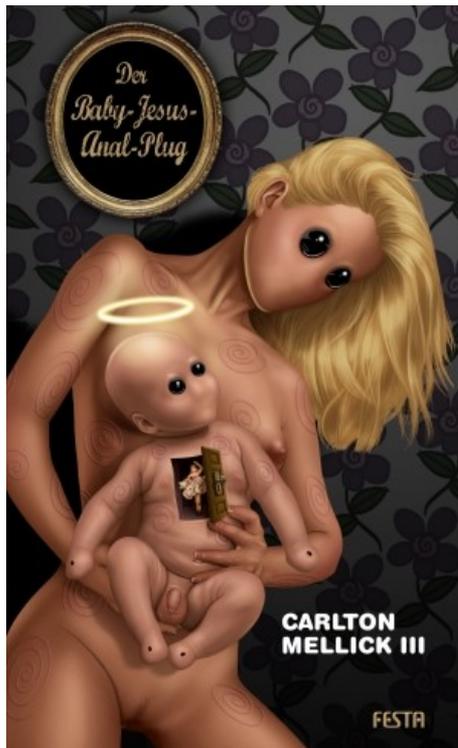
VOODOO PRESS

Horror Corner: Innswich Horror - Edward Lee, ca. 200 Seiten, **Juni 2012**



Novitätenbericht des Monats

DER BABY-JESUS-ANAL-PLUG



Autor: Carlton Mellick III
Verlag: [Festa Verlag](#)
Umfang: 224 Seiten
ISBN: 9783865521231
Preis: 14,80 Euro

Einen neuen Titel des *King of Bizarro Fiction* Carlton Mellick III gibt es diesen Monat beim Festa Verlag abzugreifen. Da Amazon bisher nur die Kindleversion führt und Weltbild den Titel gleich ganz aus seinem Sortiment gestrichen hat, bietet es sich an, den Mellick-Band über den Shop der Festa-Homepage zu bestellen.

Die Geschichten

Der Baby-Jesus-Anal-Plug
Einfache Maschinen
New York
Zuckersüß
Die Stahlfrühstückszeit
Porno im August

Leseprobe zu *Der Baby-Jesus-Anal Plug*

Kapitel 1

Wir haben vor ein paar Monaten ein Jesukindlein adoptiert und das hat sich schon an unsere Arschlöcher angepasst. Normalerweise dauert es ungefähr ein Jahr, bis sich ein Jesukindlein völlig in das Rektum seines Besitzers einführen lässt, aber unseres tut das schon jetzt auf Kommando.

Deswegen sagt Mary – meine aktuelle Frau, die wurstfarbenes Haar und eine Tätowierung eines berühmten Basketballspielers auf dem rechten Augapfel hat –, dass es ein *Super*-Jesukindlein ist. Aber in der Annonce war keine Rede von irgendwelchen Superkräften. Wenn es die hätte, dann hätten die es sicher nicht umsonst abgegeben. Super-Jesukindlein kosten ein Vermögen!

Die Kleinanzeige hatte ein älteres Ehepaar aufgegeben, das einen Wurf Jesukindlein an Leute abgeben wollte, die ihnen ein schönes Zuhause bieten würden. »Ein schönes Zuhause« bedeutete natürlich, dass sie sie nicht jemandem geben wollten, der sie sich in den Arsch steckt. Aber das war uns schon vorher klar. Wir wussten natürlich, dass die meisten älteren Mitmenschen es als anstößig empfinden, ein Jesukindlein als Anal-Plug zu verwenden. Das sind die Leute, die vor den Erotikläden in der Innenstadt stehen und skandieren: »Jesus ist der Sohn Gottes, keine Analsonde!«

Wir hatten uns überlegt, kein Jesukindlein in einem Erotikgeschäft zu kaufen. Die sind da einfach zu teuer. Und es ist auch irgendwie peinlich, wenn man mit einem zappelnden, greinenden Jesukindlein auf dem Arm aus dem

Laden kommt und versucht, ihn in seiner Plastiktüte stillzuhalten. Jeder starrt einen angeekelt an, mit schockiert offen stehenden Mündern und wütend zusammengekniffenen Augenbrauen. Die Leute wissen, was man beabsichtigt. Sie wissen, dass du das Kind Gottes mit nach Hause nimmst, um es dir in den Arsch zu schieben. Deswegen besorgen sich die meisten Leute ihr Jesukindlein direkt beim Züchter. Das ist billiger und diskreter.

Mary war diejenige, die über die Zeitungsannonce stolperte, in der ein Wurf Jesukindlein angeboten wurde. Sie wedelte mir aufgeregt mit der Zeitung vor dem Gesicht herum und rief. »Besorgen wir uns ein Jesukindlein! Ich will ein Jesukindlein!«

Ich stöhnte innerlich. Das ganze Jahr über hatte sie schon ein Streichelbaby haben wollen. Aber sie wollte keine Baby- Ausgabe von einem von uns. Sie wollte eine Baby- Ausgabe von jemand Berühmtem.

Ich reagierte eher zögerlich: »Was ... wofür willst du überhaupt ein Jesukindlein haben? Willst du ... willst du wirklich, dass die Leute wissen, dass wir uns Dinge in den Hintern schieben?«

»Aber die hier sind UMSONST«, krakeelte Mary. »Und es hängt mir zum Hals raus, dass wir uns immer das Jesukindlein von den Nachbarn leihen müssen!«

»Warum können wir uns nicht ein normales Schmusebaby besorgen, wie wir es besprochen hatten? Was ist mit dem Wurf John-Lennon-Babys, den dein Chef zu verkaufen hat?«

Mary verschränkte die Arme vor der Brust und schmollte.

»Die sind nicht reinrassig. Das sind John-Lennon/Andy-Warhol-Mischlinge. Aber aussehen tun sie wie Andy-Warhol/ Ulysses-S.-Grant-Mischlinge.«

»Und wie wäre es mit dem Ella-Fitzgerald-Baby, das deine

Kapitel 2

Schwester abgeben will?«

»Weißt du, wie alt das Baby ist? Sie hat es schon seit zehn Jahren. Das kann jeden Moment auseinanderfallen.«

»Wie lange leben Ella-Fitzgerald-Babys denn?«

»Wenn man Glück hat, zehn Jahre.«

»Aber Jesukindlein werden nur acht Jahre alt.«

»Das ist mir doch egal«, greinte Mary. »Du hast mir schon das ganze Jahr ein Baby versprochen und ich will es jetzt haben!«

»Na ja, irgendwie wird das schon gehen«, gab ich nach.

»Aber wir sollten es nicht an die große Glocke hängen, dass wir ein Jesukindlein haben. Die Leute glauben dann sicher, dass wir es als Anal-Plug verwenden. Ich ertrage es nicht, wenn die Leute mich damit aufziehen. Vielleicht können wir ja sagen, dass es eine Baby-Ausgabe von mir ist.«

Mary lächelte und warf mir eine begeisterte Kussband zu.

»Ja, das können wir machen! Ich glaube, das klappt! ...

Aber du weißt, man muss immer darauf gefasst sein, dass Jesusse plötzlich Wunder wirken. Das fliegt auf, wenn es bei einer Dinner-Party plötzlich anfängt, über Wasser zu gehen. Oder wenn es dauernd die Toten wiedererweckt? Was passiert, wenn es plötzlich einen Haufen Leute auferstehen lässt, während wir Gäste haben? Dann rennen Zombies bei uns im Wohnzimmer herum, die den Leuten die Köpfe abbeißen!«

Ich legte ihr beruhigend eine Hand auf die Schulter. »Ich werde schon dafür sorgen, dass es im Schlafzimmer eingesperrt ist, wenn wir Gäste haben.«

»Vielleicht können wir ihm ja auch die Stimmbänder amputieren lassen, damit sein ständiges Weinen uns nicht stört ...«

Ich nickte zustimmend.

Wir holten es noch am gleichen Tag und trafen uns dazu mit einer alten Dame am anderen Ende der Stadt. Sie wirkte fast jünger als Mary, war aber über hundert Jahre alt. Ich erkannte es an der Art, wie sie sich kleidete, und daran, wie sie ihr kupferfarbenes Haar frisierte.

In der Küche der alten Frau krabbelten die Jesukindlein übereinander wie schmierige Blubberquallen. Sie quietschten und bissen sich.

»Welches von denen ist die Mutter?«, fragte Mary.

Die alte Frau deutete auf das Jesukindlein in der Mitte des Babyhaufens. »Das da ist die Mutter, die mit den geschwollenen Zitzen.«

Wir sahen ein Jesukindlein mit einer Reihe von sechs großen Brüsten den Rippenbogen entlang. Die anderen Jesukindlein kämpften gegeneinander, um an die Zitzen zu kommen.

»Und welches ist der Vater?«, fragte Mary.

»Der Vater ist tot«, erklärte die alte Frau mit unbewegtem Gesicht. »Er hat einen der Nachbarn gebissen und musste eingeschlafert werden.«

»Ich dachte, Jesusse seien ausgesprochen sanftmütige Babys«, sagte ich.

»Jesukindlein sind da etwas merkwürdig. Manchmal sind sie furchtbar anhänglich, sie können aber auch ziemlich böse sein.«

»Es ist sehr traurig, dass Sie ihn einschläfern lassen mussten«, sagte Mary. »Ist er verbrannt worden?«

»Nein, mein Mann wollte, dass er ausgestopft wird. Es war unser erstes Baby, deswegen hingen wir ziemlich an ihm. Sobald wir ihn vom Präparator zurückbekommen, bekommt

er da seinen Platz neben dem Kamin.«
 »Das ist aber eine schöne Stelle dafür!«, flötete Mary mit kirschroten Lippen.
 »Wollen Sie einen Jungen oder ein Mädchen?«
 »Sie sehen alle gleich aus«, meinte ich. »Wie kann man sie unterscheiden?«
 »An den Bauchnabeln.« Die Frau hob eines der Babys am Bein hoch. »Sehen Sie, das hier ist ein Junge, der hat einen froschförmigen Bauchnabel. Bei den Mädchen haben die Bauchnabel die Form einer Nase.«
 »Ich verstehe nicht ganz«, sagte ich. »Wie vermehren sie sich denn?«
 »Nun, sie lecken sich gegenseitig am Bauchnabel, bis der nasenförmige weibliche Bauchnabel die Nüstern bläht und der froschförmige männliche Bauchnabel das Maul öffnet und einige spermaartige Kreaturen ausstößt, die in etwa wie Wolfsspinnen aussehen.«
 »Das ist ja ekelhaft.«
 »Na ja, manchmal ist die Natur eben ekelhaft.«
 »Ich will einen Jungen«, rief Mary. »Ich wollte schon immer einen kleinen Jungen.«
 »Nun«, meinte die Frau, »in gewisser Weise sind das alles kleine Jungen.«
 »Ist mir doch egal«, meinte Mary. »Aber ich will nun mal lieber einen männlichen kleinen Jungen als einen weiblichen kleinen Jungen.«
 »Aber fass dann bloß nicht seinen Bauchnabel an«, ermahnte ich. »Ich will keine Wolfsspinnen im Haus haben.«
 Mary suchte sich das Jesukindlein aus, das sie haben wollte, und wickelte es in eine blaue Decke. Sie strahlte glücklicher als an dem Tag, an dem wir geheiratet haben.
 »Eine Sache noch«, sagte die alte Frau. »Sie gehören doch

nicht zu diesen Perversen, die Jesukindlein für abartige sexuelle Praktiken benutzen, oder?«
 Mary und ich sahen uns an. Mein rechtes Augenlid zuckte ein wenig.
 »Nein, wir finden solche Leute widerlich«, erklärte Mary.
 »Ja, diese Leute sind krank«, entfuhr es mir.
 »Es ist auch besser, wenn nicht«, sagte die alte Frau. »Sie wissen, was passiert, wenn Sie die Jesukindlein falsch behandeln, oder?«
 Mary gab dem Baby einen Kuss auf die Stirn.
 »Gott wird Sie strafen«, fuhr sie fort. »Gott duldet es nicht, wenn sich Menschen über seinen Sohn lustig machen, nur weil er die Gestalt eines Babys hat. Wenn Sie sich dieses Kind in den Hintern schieben, kommen Sie dafür in die Hölle.«
 »Machen Sie sich da keine Gedanken.« Mary drückte sich das Neugeborene fest gegen die Brust. »Ich weiß genau, was Sie meinen. Es gibt alle möglichen schlimmen Leute auf der Welt. Es macht mich krank, daran zu denken, wozu die fähig sind! Ich kann einfach nicht glauben, dass manche Menschen es wagen, die heiligen Kräfte des Messias für Analexperimente einzusetzen. Manchmal raubt mir das nachts sogar den Schlaf.«
 Die jung wirkende alte Frau nickte Mary zustimmend zu. Man sah in ihren Augen, dass sie Mary für eine gute Mutter für ein Jesukindlein hielt. Mary würde ihm ein sehr schönes Zuhause bieten.

Kapitel 3

Sobald wir zu Hause waren, wechselten wir uns sofort damit ab, uns den Baby-Jesus rektal einzuführen. Und dann vögelten wir oben auf unserem Kleiderschrank, wobei sich Marys Rücken in all die staubigen Kleiderschachteln und Spinnweben drückte, während mein Hintern dauernd gegen die Decke klatschte. Und bei jedem Stoß spürte ich den unsagbar erfrischenden Schmerz des Analstöpsels/Gottessohns, der sich von innen gegen die Wände meiner Rosette schmiegte. Und als ich kam, dachte ich an Roboter aus Holz und Erde, die über die verwüstete Landschaft Zentralwyomings zogen.

Für ein paar Minuten lagen wir still da oben auf dem Kleiderschrank. Mary rückte ihre Hüfte ein wenig zur Seite, weil sich der Absatz eines hochhackigen Schuhs gegen ihr Steißbein bohrte.

»Woran denkst du?«, drang Marys Stimme durch die Schatten.

»... Roboter«, erwiderte ich.

Kapitel 4

Als wir das Jesukindlein aus meinem Arsch entfernten, war es blutüberströmt. Ich dachte, es wäre mein eigenes Blut, weil das noch mehrere Minuten an meinen Beinen entlanglief, nachdem wir es herausgeholt hatten. Aber dann bemerkten wir, dass sich etwas an seinem Aussehen verändert hatte.

Als wir genauer hinsahen, bemerkten wir, dass das

Jesukindlein an ein kleines Kreuz genagelt war.

»Was ist denn das?«, rief Mary.

»Ein Kruzifix. Er muss sich selbst gekreuzigt haben, während er in meinem Hintern steckte.«

»Ach wie niedlich!«, flötete Mary. »Seine erste Kreuzigung!«

Mary lächelte ein blödes, verzücktes Lächeln. Sie schlang ihre Arme um mich und legte den Kopf an meine Schulter.

»Lass ihn uns Bobby nennen.«

»Äh, ja«, sagte ich. »Bobby ist ein guter Name für ein Jesukindlein.«

Kapitel 5

Das war das einzige Mal, dass sich der kleine Bobby selbst gekreuzigt hat. Und alles schien auch ganz normal bis gestern, als mir ein kleiner hölzerner Türknauf auffiel, der aus der Haut über seiner rechten Brustwarze herauswuchs.

»Was ist das?«, fragflüsterte Mary. Sie trug ein blaues Wickelkleid aus Plastik und hatte ein selbstgeschlagenes blaues Auge.

»Das ist ein Türknauf«, antwortete ich und blickte auf das schlafende Schmusebaby hinunter.

»Das sieht aber so aus, als ob es ganz normal aus ihm herauswächst«, flüsterte sie. »Ich meine, Türknäufe sollten doch an Türen sein, nicht an Babys.«

»Das muss wohl eine Art mutiertes Jesukindlein sein.«

Wir beäugten das schlafende Baby mit pappbleichen Gesichtern, weil wir nicht wussten, was wir davon halten sollten.

Kapitel 6

Später in der Nacht stellten wir fest, dass der Auswuchs jetzt ein komplett ausgeformter Türknauf war.

»Was sollen wir tun? Sollen wir den Tierarzt rufen?«

»Nein«, brüllte ich sie an. »Was, wenn die Leute uns mit einem Jesukindlein sehen? Das ... das gibt Gerede.«

»Aber manchmal werden wir ihn schon zum Tierarzt bringen müssen. Was, wenn das etwas Ernstes ist?«

Bobby krächte und gluckste und spielte mit dem Knauf auf seiner Brust.

»Ich hab's dir ja gesagt, es war eine blöde Idee, uns ein Jesukindlein anzuschaffen.«

»Du hattest mir ein Baby versprochen!«

»Wofür wolltest du überhaupt ein Schmusebaby? Die sind vollkommen nutzlos und den Aufwand nicht wert.«

»Ich wollte, dass wir mehr wie eine echte Familie sind!«, brüllte Mary.

»Und warum bist du dann nicht in den Kopierladen gegangen und hast dir ein echtes Kind besorgt, eines, aus dem irgendwann auch etwas wird?«

Mary erwiderte nichts darauf. Ihr Gesicht und ihre Augen waren flammendrot angelauten. Sie konnte nicht reden. Ich wartete auf eine Reaktion, aber sie warf nicht einmal einen Blick in meine Richtung.

Als sie sich wieder beruhigt hatte, drehte Mary den Türknauf in Bobbys Brust und öffnete ihn. Daraufhin passierten zwei Dinge: Zum einen ging im Innern des Jesukindleins ein Licht an, so wie beim Öffnen eines Kühlschranks. Zum anderen erklang Musik aus der Brust, wie beim Öffnen einer Spieluhr.

Wir bissen uns gegenseitig in die Lippen, als wir das Innere

sahen. Da waren keine Organe. Keine Lunge, kein Herz, nicht mal Knochen. Das Innere schien gar nicht aus Fleisch zu bestehen, sondern eher aus Holz. Und das einzige Objekt im leeren Innern unseres Schmusebabys war eine winzige Plastikballerina, die sich zum Klang einer blechernen Melodie um die eigene Achse drehte.

»Was ... was ist das?«, kreischte ich Mary an. Blut von meiner Lippe tropfte in ihren Mund.

»Eine Spieluhr«, antwortete sie mit einem breiten, strahlenden, blutigen Lächeln.

Kapitel 7

Vor dem Einschlafen:

»Glaubst du, dass so ein Baby-Jesus eine Seele hat?«, fragte Mary mit grüner Stimme.

»Ich weiß nicht.«

»Meinst du, sie kommen in den Himmel? Meinst du, dass Gott sie sich auch in den Arsch schiebt?«

»Ich weiß nicht.«

Sie lächelte in ihrem Bett, bis zum Kinn in die Bettdecke geschmiegt.

»Mary?«, flüsterte ich.

»Ja?«, flüsterte sie zurück, immer noch mit dieser aufgeregten Stimme.

»Ich habe schreckliche Angst.«

»Wovor hast du Angst?«

»Vor dem Jesukindlein.«

»Was?«, kreischte sie auf und warf die Bettdecke von sich.

»Wie kann es am Leben sein, wo es doch keine Eingeweide hat?«

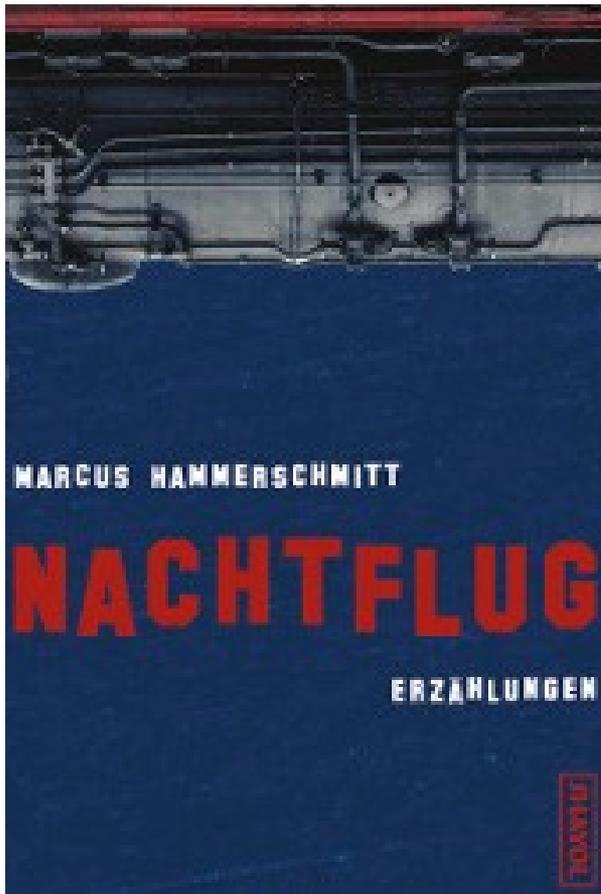
Jetzt zog ich mir die Bettdecke bis zum Kinn hoch.
»Wie kannst du es wagen, so von meinem Sohn zu reden?«, schrie Mary.
»Das ist nicht dein Sohn. Das ist der Sohn von von Menschen gemachten Klonen von Gottes Sohn.«
»Wie kannst du sagen, dass er einem Angst macht, er ist doch so niedlich.«
»Niedlich? Das Ding hat eine Ballerina statt eines Herzens. Glaubst du, das ist normal?«
»Ballerinen sind so hübsch!«, kreischte Mary.
»Ich weiß, dass sie hübsch anzusehen sind, aber das ist einfach nicht normal. Dieses Jesukindlein ist irgendeine Art von Abnormität.«
»Du wirst mir mein Baby nicht wegnehmen!«, brüllte Mary.
»Das ist keine Missgeburt, nur weil es eine Spieluhr anstel von Organen hat! Du trägst nie zueinanderpassende Socken.

Das ist ziemlich schräg. Aber deswegen sage ich doch nicht, dass du eine Abnormität bist.«
»Ich tue das, weil es Glück bringt«, erklärte ich.
»Nun, vielleicht hat unser Jesukindlein eine Spieluhr in der Brust, weil das Glück bringt.«
»Du verstehst gar nicht, was ich sagen will, oder?«
»Du wirst mich schon verstehen, wenn ich dir eins auf die Rübe gebe!«
»Schon gut.« Ich versuchte die Ruhe zu bewahren. »Mir kommt das nur ziemlich komisch vor, das ist alles.«
»Ich rede nicht mehr mit dir«, erklärte sie, schaltete das Licht aus und hielt sich das Kissen auf die Ohren.
»Es tut mir leid ...«
»Schlaf«, zischte sie und schob meine Knie mit ihrer Ferse aus dem Weg.

*(Aus **Der Baby-Jesus-Anal-Plug**, ISBN: 9783865521231, [Festa Verlag](#))*

Der Abdruck dieser Leseprobe erfolgt mit dem freundlichen Einverständnis des Verlages. Der Satz des Textes wurde dem Magazinformat angepasst und entspricht nicht dem des Buches.)

NACHTFLUG



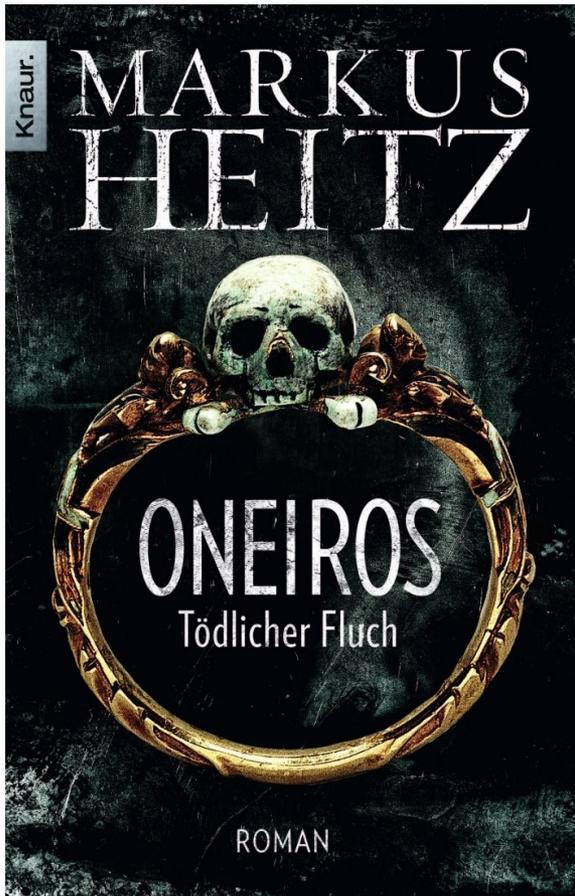
Autor: Marcus Hammerschmitt
Verlag: [Shayol Verlag](#)
Umfang: 254 Seiten
ISBN: 9783943279023
Preis: 17,90 Euro

Dieser Band vereint kurze Texte von Marcus Hammerschmitt, von denen einige schon verstreut in anderen, früheren Publikationen zu finden waren; aber auch neue Beiträge. Der Genre-Schwerpunkt des Autors liegt im SF-Sektor. Neben Geschichten veröffentlicht Hammerschmitt auch Artikel u.a. in c't, taz oder gdi_impuls.

Zum Inhalt

Ein Ingenieur verstrickt sich in einem kleinen Betrug und richtet im Namen von Staatstreue und Gemeinwesen seine Untergebenen zu Grunde. Ein Naturbursche überlebt den dritten Weltkrieg ohne zu merken, was ihn das kostet. Ein Dichter im Krieg akzeptiert, dass das Morden sein Tagesgeschäft ist. Zum Lachen ist das meiste davon höchstens auf den ersten Blick.

ONEIROS – TÖDLICHER FLUCH



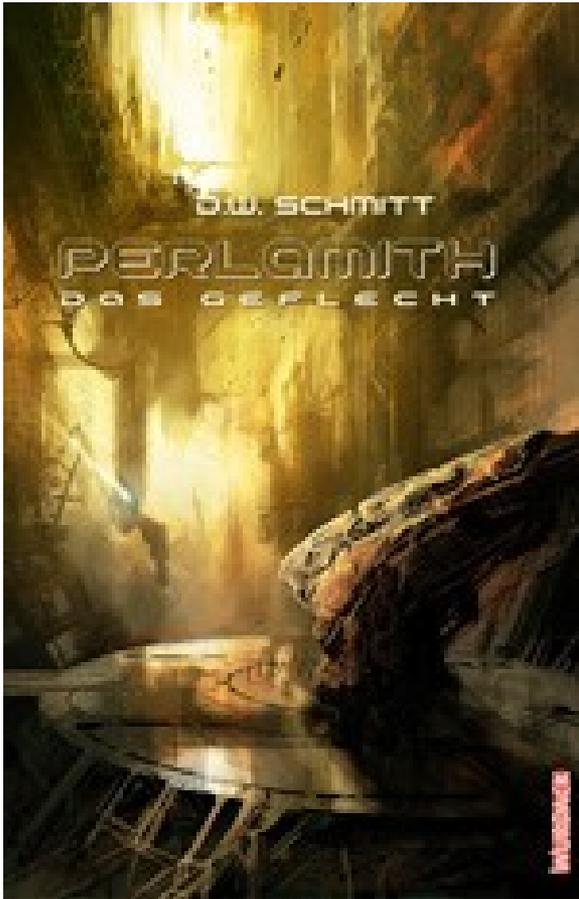
Autor: Markus Heitz
Verlag: [Knaur Verlag](#)
Umfang: 624 Seiten
ISBN: 3426505908
Preis: 14,99 Euro

Mit diesem Titel entfernt sich Markus Heitz von Drachen, Vampiren und Werwölfen. Stattdessen erwartet dem Leser ein Horror-Roman mit Speed zwischen den Seiten!

Zum Inhalt

Beängstigende Dinge gehen rund um die Welt vor: In Leipzig hütet ein Bestatter ein grausames Geheimnis, in Minsk führt eine skrupellose Wissenschaftlerin tödliche Experimente durch, in Paris rast ein Airbus ungebremst in ein Flughafenterminal ... Die Ermittlungen zu dem Unglück fördern jedoch mehr Fragen als Antworten zu Tage, denn die Insassen waren bereits tot, bevor das Flugzeug auf das Gebäude traf. Was die Polizei jedoch nicht herausfindet, ist, dass es einen Überlebenden gibt. Konstantin Korff, der Bestatter aus Leipzig, kommt diesem Überlebenden hingegen schnell auf die Spur, ebenso wie die Wissenschaftlerin – denn diese drei Menschen tragen denselben tödlichen Fluch in sich. Einen Fluch, der sie zu einer Gefahr für jeden in ihrer Umgebung macht ...

PERLAMITH 2: DAS GEFLECHT



Autor: Dieter W. Schmitt
Verlag: [Wurdack Verlag](#)
Umfang: 208 Seiten
ISBN: 9783938065778
Preis: 12,95 Euro

Mit dem zweiten Teil von Perlamith meldet sich Dieter Schmitt zurück und entführt den Leser zum wiederholten Mal in eine SF- Welt, die durch Atmosphäre und eine klug durchdachte Handlung überzeugen kann.

Zum Inhalt

Kaum haben die Menschen von Perlamith die erste Katastrophe überstanden, droht schon das nächste Unheil. Aus einem nahen Wurmloch materialisiert ein Geflecht der Mhorg. Ein gigantisches Netz mit Nestern voll unerbittlicher Krieger. Perlamith steht eine schreckliche Vernichtungsschlacht bevor, denn bisher ist es noch niemanden gelungen, mit den Mhorg zu verhandeln. Die einzige Hoffnung des perlamithischen Militärs ist die KOLAMBA, das Kampfschiff der Yasemi, mit dem es vor vielen Jahrhunderten gelang, die Mhorg erfolgreiche zu bekämpfen. Nur die KOLAMBA verfügt über die AURA, die vor dem hypnotischen Feld der Mhorg schützt. Doch wird die alte Waffe noch funktionieren?

Leseprobe zu *Perlamith 2: Das Geflecht*

Kapitel 1 : Station auf Tasmida

Terra: 22.4.608
Karhenan: 444.67

Sternenlicht schimmerte auf dem nassen Kopfsteinpflaster der Gasse. Die junge Frau bewegte sich vorsichtig, vermied jeden Lärm. Sie schlich. Der Untergrund war glitschig, doch die Frau kam sicher voran, auf griffigen Sohlen. Von Zeit zu Zeit blickte sie auf den Miniaturbildschirm ihres Armbandgeräts. Immer dann, wenn sie an einer Abzweigung ankam. Die Gassen waren angeordnet wie ein Labyrinth. Kein Wind, kein Laut, der Regen hatte aufgehört, die Fenster über ihr waren fast alle dunkel. Nur gelegentlich reflektierte sich das Flackern eines Videofelds an den Fensterscheiben. Gespenstische Stille. Wieder verlangte ihr Navigationstool eine Richtungsänderung. Eine Straße mit asphaltiertem Untergrund, ohne Wohnhäuser. Ein schmaler Gehweg verlief entlang einer Mauer mit brüchigem Verputz. Etwa zwei Meter hoch, darüber Stacheldraht. Sie hielt sich dicht an der Wand und ging zügig. Einige Minuten lang hörte sie nur das leise, plitschende Geräusch ihrer Schritte, wenn die Sohlen in eine Pfütze gerieten.

Abrupt wurde die Mauer unterbrochen. *Eine Toreinfahrt*, nahm die Frau an und mühte sich, etwas zu erkennen. Sie blieb stehen und drehte sich frontal dem vermuteten Eingang zu. Links schien sich etwas zu bewegen. Ihr Kopf ruckte zur Seite. Im selben Moment ließ ein höhnisches

Lachen sie zusammenfahren.

Aus einer Nische sah sie zwei Gestalten auf sich zukommen. Zunächst erblickte sie nur schemenhafte Umrisse. Sie versteifte sich, wartete ab, ohne einen klaren Gedanken zu fassen. Dann wurde sie von einem Lichtstrahl geblendet. Sie hielt die Hand vor die Augen.

»Nicht schlecht, worauf ich da glotze«, sagte eine brummige Männerstimme. Der Lichtstrahl wanderte am Körper der Frau hinab. Und schon fasste eine grobe Hand nach ihrem Arm.

»Komm mit rein, Lady«, forderte eine zweite, etwas hellere Stimme. Sie sollte offensichtlich bewusst zuckersüß klingen. »Lass uns gemeinsam ein Gläschen trinken.«

Die Frau ließ sich in Richtung Tor ziehen. Der erste Mann drückte eine dort eingelassene Tür auf und gewährte ihr theatralisch den Vortritt. Nun griff auch der zweite Mann nach ihr. Die beiden nahmen sie in die Mitte und schoben sie vorwärts. Zunächst sträubte sie sich unwillkürlich, doch schnell gab sie ihren Widerstand auf. Es ging einen schmalen betonierten Weg entlang, links und rechts von lehmigem Untergrund flankiert. Funzelige Laternen beleuchteten das Gelände. Sie erkannte alles Mögliche an alten Fahrzeugen, Maschinen, Fässern, Holzbrettern und vermutlich rostigen Metallgerüsten. Vor ihr die Umrisse einer Lagerhalle. Die Frau verlangsamte ihre Schritte. Sofort verstärkte sich der Druck an ihren Armen, und sie wurde nach vorne gezerrt. In den Eingangsbereich der Halle.

»Nicht doch«, sagte der Brummige. »Tomork hat es nicht gerne, wenn man seine Einladung ablehnt.« Es war unklar, ob er sich selbst oder seinen Begleiter meinte. Der zweite Mann verschwand in einem kleinen Seitenraum, dessen Durchgang türlos war und werkelte dort an einem Gerät

herum. Plötzlich spendete eine Röhre Licht. Sie hing an einem Strick von der Decke. Darunter stand eine große Fahrzeugbatterie, von der die Leuchte offensichtlich den Strom über ein schlecht isoliertes Kabel bezog. Der Raum war mit einem Tisch und vier Stühlen ausgestattet. An den Wänden zwei hochgelehnte Matratzen. Und überall Flaschen und Dosen, teils leer, teils unverbraucht, nach keinem erkennbaren System geordnet.

Die junge Frau sah ihre Begleiter an. Der Mann, der die Lichtröhre angeschaltet hatte, war von hagerer Gestalt, in mittlerem Alter und besaß auffällig große Hände und ein schmales Gesicht. Seine Haare waren unordentlich und verfilzt. Seine Kleidung erinnerte an eine abgewetzte Armeeuniform. Der mit der Brummstimme ließ den Arm der Frau los und trat einen Meter vor sie, wandte sich ihr zu und lächelte sie gönnerhaft an.

»Lass dich anschauen, Süße«, sagte er. Passend zur Brummstimme ein schwarzer Vollbart. Im Gegensatz dazu wuchsen nur wenige Haare auf seinem Kopf. Auch er trug eine verfleckte schäbige Hose und ein offenes, ölverschmiertes Hemd.

»Tomork«, stellte er sich vor und deutete eine Verbeugung an.

»Romolf«, sagte der zweite und warf ihr eine Kusshand zu.

»Schön habt ihr's hier«, sagte die Frau. Sie war zierlich und von schlanker Gestalt, ihre Stimme klang erstaunlich selbstbewusst. Die beiden Männer wirkten einen Augenblick lang verunsichert, dann lachten sie auf. Der Brummige griff nach einer Flasche und kramte nach einem Glas mit wenigen Schmutzflecken. Vergleichend hielt er zwei, die er offensichtlich einer engeren Wahl für würdig befand, gegen den Lichtschein und entschied sich nach kurzer Begutachtung für eines davon.

»Jetzt trinken wir erst mal was«, sagte er betont freundlich. Er goss das Glas voll und reichte es ihr.

»Nein«, sagte sie. »Ich möchte nichts. Sauf es selbst!« Ihre Augen waren weit geöffnet, ihre Pupillen reflektierten das Flackern der Röhre. Sie blickte den Brummigen starr an. Ihr Gesicht blieb ausdruckslos.

»Romolf«, forderte Tomork seinen Kumpel auf. »Dieses Mädchen da hat mich gekränkt. Das mag ich nicht.«

Romolf nickte verständnisvoll und ging breitbeinig auf die Frau zu. Reflexartig grinste er. Es sollte wohl einschüchternd wirken. Er griff lässig nach ihr, doch sie schlug mit einer blitzschnellen Bewegung seinen Arm beiseite. Romolf schrie auf, taumelte zurück und drehte den Kopf verdutzt nach seinem herabbaumelnden Arm.

»Ich kann ihn nicht mehr bewegen«, rief er fassungslos.

»Die beherrscht Kimulta. Vorsicht, Tomork.«

Tomork bekam ein tückisches Glitzern in die Augen. »Gut«, sagte er. »Das haben wir gleich!« Aus einer Seitentasche seiner Armeehose zog er bedächtig ein Messer und ließ es aufschnappen.

Die Frau fixierte ihn mit eisigem Blick. Sie wirkte ganz und gar nicht ängstlich. Doch Tomorks Horizont schien zu gering, um eine zierliche Frau als Gefahr einzustufen. Er verzog die Mundwinkel und blubberte höhnisch. »Du willst es nicht anders. Du willst es nicht anders«, sagte er.

»*Freiheit für Karhenan* will es anders«, erwiderte die Frau.

»Kein Platz für Abschaum wie dich. Wenn Tinnerho davon erfährt, was du hier treibst, anstatt deine Arbeit zu tun, bricht er dir jeden Knochen einzeln. Verlass dich drauf. Ich garantier's dir.«

Die eben noch selbstbewussten Gesichtszüge des Bärtigen wichen einer verblüfften Dummlichkeit. »Woher ...?«

»Woher?«, äffte sie ihn nach. »Denk mal nach, du Stück

Dreck.«

Inzwischen hatte sich der zweite Mann mit einem Schraubenschlüssel bewaffnet, den er in der intakten linken Hand hielt. Doch auch diese schien plötzlich von einer Lähmung betroffen zu sein. »Du kennst Tinnerho?«, flüsterte er.

»Oh ja.« Sie machte eine fordernde Handbewegung. »Ich bin ganz zufällig seine Gefährtin. Und jetzt legt die Waffen ab. Sofort! Bevor ich mich vergesse.« Diesmal verfehlte ihr drohender Ton seine Wirkung nicht mehr.

Beide kamen ihrem Befehl ohne Zögern nach. Messer und Schraubenschlüssel schlugen fast gleichzeitig auf dem Boden auf.

»Hör mal«, begann der Bärtige nervös. »Wir haben es nicht so gemeint. Wir hätten dir nichts getan. Alles nur Spaß. Ehrlich. Ist ein bisschen langweilig, hier die Stellung zu halten. Verstehst du doch, oder?« Die freundliche Miene dazu wollte ihm nicht recht gelingen. Sie geriet zur hilflosen Grimasse.

Die Frau drehte den Kopf leicht nach unten und imitierte ein Spucken. »Mistkerle!«, sagte sie kalt. »Ihr widert mich an. Wo ist das Funkgerät?«

Die Männer fanden sich schnell mit der neuen Rollenverteilung ab. Sie wuselten in Richtung hinterer Hallentür. »Hier entlang.« Als sie sich nach der Frau umdrehten, prallten sie zusammen. Romolf, dessen Arm noch immer betäubt war, schrie vor Schmerz auf.

Die Frau folgte ihnen. Anscheinend ohne Bedenken. Weitere Übergriffsversuche fürchtete sie wohl nicht. Tomork öffnete eine Glastür, deren Scheiben völlig verdreckt und undurchsichtig waren. Dahinter lauerte zunächst pure Dunkelheit, doch nach dem ersten Schritt flammte die Beleuchtung automatisch auf. Ein Raum, eng

ausgefüllt mit einem irrwitzigen System an Kabeln, Rohren und Drähten. Was die Rohre transportierten, ob Wasser, ob Gas oder etwas anderes, war nicht zu deuten. Keine Kennzeichnung, kein interpretierbares Geräusch. Tomork trat an ein dickes, senkrechtes Rohr heran, mit etwa einem Meter Durchmesser, messingfarben, das sowohl im Boden als auch über ihnen in der Decke verschwand. Ohne zu zögern, schnippte er mit den Fingern und rief eine Zahlenkombination. Irgendwo klackte es. Ein feiner Spalt zeigte sich im ansonsten fugenlosen Material. Ein blaues Lichtband scannte Tomorks Gesicht. Dann öffnete sich der Spalt nach beiden Seiten.

»Wir müssen einzeln nach unten«, erläuterte Tomork.

Die Frau schüttelte den Kopf. »Ich gehe alleine. Mach Platz!«

Tomork gehorchte hastig. Als sie an ihm vorbeiging, trat sie ihm mit einer blitzschnellen Bewegung ans Schienbein. Brüllend ging er zu Boden. Kein Wunder, denn auch die Beinmuskulatur der Frau war künstlich verstärkt. Sie betrat die Transportröhre, ohne sich noch einmal umzusehen. Sofort schlossen sich die Schotte und verbargen sie vor lästigen Blicken. Nach kurzer Fahrt verließ sie den ungewöhnlichen Fahrstuhl wieder. Sie war nicht in dem Raum angekommen, den die beiden Lumpen erwartet hatten. Den Funkraum wusste sie eine Etage über sich. Aber der war nicht ihr Ziel gewesen. Vor ihr war ein rötlich leuchtendes Gewölbe von geringem Ausmaß. Eine kleine Nebenstation, mit der sie nach Hagenat gelangen wollte. Von der Existenz dieses Raumes wussten die Halunken nichts. Das war auch gut so, befand sie.

*

Terra: 18.4.608

Menz: 1.5.199

Der Raum war gemütlich eingerichtet. Er wirkte mit seinen stilvollen Möbeln wie das Repräsentationszimmer einer Millionärsvilla. An der Seite thronte eine üppige Hausbar, mit kleinen Strahlern beleuchtet, daneben eine Couch. Der Salon. Der vorderste Raum der Präsidentensuite. Um einen runden Tisch saßen vier Herren, vor ihnen formschöne Gläser mit einer fluoreszierenden Flüssigkeit darin. Iffriz-Blau. Kein alkoholisches, sondern ein aufputschendes Getränk, gewonnen aus der Neominze. Die Pflanze blühte nur einmal im Jahr, tief in der Nacht. Entsprechend beträchtlich war ihr Wert. Zumal sie nur Boden und Klima weniger Standorte auf einer einzigen Insel vertrug. Die Plantagenbesitzer hüteten ihre Pflanzen mit großem Aufwand.

»Meine Herren«, sagte Präsident Rudiger. »Ich möchte nicht um den heißen Brei herumreden. Wir stecken in einer schwierigen Situation, und ich habe Sie nicht ohne Gründe kurzfristig einbestellt. Die Lage ist, gelinde gesagt, angespannt. Gleich zur Sache: Unser Beobachtungsposten Ephro-Vier meldete vor drei Stunden die Ortung eines Flugobjekts, das Perlamith auf direktem Kurs ansteuert. Nach aktueller Auswertung ist das Ding jetzt noch eine Lichtwoche entfernt und fliegt mit etwa einem Zehntel der Lichtgeschwindigkeit auf uns zu. Sofern es diese Geschwindigkeit konstant beibehält, bedeutet das hochgerechnet für uns eine Frist bis zum 7.7. dieses Jahres, geringfügige Dilatationseffekte unberücksichtigt. Niemand wird wohl daran zweifeln, dass es sich um das angekündigte Mhorg-Geflecht handelt. Die Vorhersagen Hoyen Lagahs treffen zu. Wir haben es befürchtet, nun ist es Gewissheit.«

Er aktivierte die Projektion einer dreidimensionalen Sternkarte. »Nach derzeitigem Stand fliegt unser schöner Planet auf seiner Bahn dem Eintrittspunkt des Geflechts geradezu entgegen. Das gefällt mir überhaupt nicht.«

Admiral Mekenburg räusperte sich. Er war ein älterer Mann mit vielen Orden auf der Brust. Sein Gesicht war auffällig faltig, die dunkelgrauen Haare hatte er extrem nach links gescheitelt. Sie wirkten wie erstarrte Lava. »Meine Empfehlung ist es, Alarm Rot auszurufen und die Flotte um Menz zu positionieren. Im schlimmsten Fall beschleunigt das Geflecht und erscheint bereits in wenigen Tagen in unserem System.«

»Moment«, mischte sich Rhen Vanbrigg, der Geheimdienstchef, ein. »Wenn wir den Aussagen Hoyen Lagahs Glauben schenken, wird uns das wenig nützen. Wir verfügen weder über wirkungsvolle Defensiveinrichtungen noch Offensivwaffen gegen die Mhorg. Wozu also sollten wir Alarm Rot geben? Wir verheizen Unmengen Ressourcen und Energie, und die Bevölkerung wird dadurch unnötigerweise in Panik versetzt. Seien wir ehrlich: Nur die KOLAMBA kann uns retten. Unsere Flotte nützt uns praktisch nichts.« Selbst im Sitzen überragte der Zwei-Meter-Mann die anderen um eine Haupteslänge.

Infolge seiner Worte wurde auch der vierte Mann am Tisch unruhig. Ex-Prior-Regent Almo Kertgard, der lange als Alleinherrscher die Geschicke Rogamars, des vierten Planeten, gelenkt hatte, stützte die Ellbogen auf den Tisch. Ein Mann mit sanften Gesichtszügen, auffallend faltenfrei, viel jünger aussehend, als es sein Alter von fünfundsiebzig Menzjahren vermuten ließ. Der Ex-Prior-Regent war ein Anhänger körperlicher Ertüchtigung, der selbst in der Gefangenschaft auf sein tägliches Fitness-Training nicht verzichtet hatte. Seine Arme waren kräftig, beim Atmen

traten deutlich die Brustmuskeln hervor. Inzwischen war er vollständig rehabilitiert worden. Nachweislich hatte er während seiner Regentschaft unter fremder Bewusstseinskontrolle gestanden und konnte für seine undemokratische Verhaltensweise nach dem geltenden Recht von Menz nicht verantwortlich gemacht werden. Die Bevölkerung des fünften Planeten zeigte sich laut Umfragen zwar skeptisch und votierte für eine Bestrafung, aber Rudiger mochte auf Kertgards strategische Erfahrungen nicht verzichten und hatte ihm daher die Funktion eines Militärberaters ohne Entscheidungsbefugnis zugewiesen.

»Alles läuft darauf hinaus, dass Sie die KOLAMBA Hals über Kopf in den Einsatz schicken wollen«, sagte Kertgard vorwurfsvoll. »Ich halte das für falsch. Die Soldaten sind noch nicht genügend auf ihre Aufgabe vorbereitet. Wir benötigen Zeit. Ich finde, es reicht, wenn wir die Mhorg nach dem Einflug ins System abfangen. Vielleicht sollten wir auch erst mal abwarten, ob sich das Ganze nicht als Fehlalarm erweist.«

Im Gesicht des Admirals zuckte es. »Es gibt keine Wunder. Das Ding ist das Mhorg-Geflecht. Mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit. Machen Sie sich nichts vor! Und was die Ausbildung angeht, sollten Sie bedenken, dass wir uns definitiv nicht perfekt auf eine Gefahr vorbereiten können, die wir nur aus uralten Erzählungen kennen. Da helfen auch zwei weitere Monate Frist nicht. Die Yasemi-Frau, die uns Hoyen Lagah gesandt hat, bildet derzeit unsere Piloten für das Trägerschiff aus. Gut. Das funktioniert prächtig. Nur: Die Soldaten haben diese Chance nicht. Denn es gibt keine vergleichbare Trainingssituation, mit der wir den Ernstfall üben können. Wir haben keine Möglichkeit, die Stränge eines Mhorg-Netzes auch nur einigermaßen realistisch zu simulieren. Die Drohnen zu

fliegen, ist bekanntlich nicht das eigentliche Problem. Die fliegen fast vollautomatisch und notfalls ferngesteuert. Ergo sehe ich keinen Sinn darin, zu warten. Der Zeitpunkt unseres Gegenangriffs ist kein Faktor, der das militärische Ergebnis beeinflusst. Aber er kann uns Erleichterung und Gewissheit bringen.«

Er lehnte sich zurück und ließ seine Worte wirken, ehe er fortfuhr: »Und was die Generalmobilmachung betrifft, meine Herren, halte ich es für militärisch verhängnisvoll, unsere Geschütze zu Hause verrotten lassen zu wollen, nur weil wir vermuten, dass sie nichts ausrichten werden. Es gibt viele Beispiele in der Geschichte der Menschheit, in denen aussichtslose Schlachten gewonnen wurden, gerade deshalb, weil auch das Abwegigste, Undenkbare versucht wurde.«

Der Präsident strich sich mit der rechten Hand über die zurückgekämmten Haare und drückte sie so auf den Schädel. Danach legte er den Arm wieder auf die Tischkante. Langsam stellten sich die Strähnen wieder auf, wobei die eingelassenen Silberfäden wirkungsvoll blitzten. Diese eitle Geste wurde von Journalisten gerne gefilmt und in hunderten Varianten im Holo-TV dargeboten.

»Ich verstehe Sie, Admiral. Ich verstehe dich, Rhen. Und ich verstehe auch Sie, Herr Kertgard. Dennoch müssen wir hier und jetzt eine gemeinsame Entscheidung treffen. Ich tendiere zu der Ansicht des Admirals. Wir sollten alles probieren, alle denkbaren Varianten ausschöpfen. Wir können uns nicht zu hundert Prozent auf den Sieg der KOLAMBA verlassen. Daher müssen wir unsere gesamte Flotte in den Kampf schicken. Also Alarmstufe Rot! Außerdem wird die KOLAMBA baldmöglichst starten, um das Geflecht weit vor dem Perlamith-System abzufangen. Entweder gelingt dieses Manöver, dann sind wir aller

Sorgen ledig. Oder das Geflecht dringt durch, dann haben wir nichts mehr zu verlieren. Kampflös werden wir nicht sterben.«

Kertgard beugte sich vor und ergriff sein Glas. Er trank es in einem Zug leer. Sein Mund war trocken. Er fühlte sich schuldig. Rudiger hatte ihn überfahren. Wie üblich fragte er scheinheilig um Rat, ließ diskutieren, Meinungen austauschen und entschied dann doch selbst. Das Persiflieren einer gemeinsamen Entscheidung. Mehr nicht. Der Ex-Prior-Regent bemühte sich um Fassung. Ein großer Teil der Soldaten, die auf der KOLAMBA ausgebildet wurden, stammte von Rogamar. Von seinem Heimatplaneten, den er vom Joch der Großgrundbesitzer befreit hatte, nur um ihn nach der vernichtenden Niederlage gegen Menz als Planetenruine aufgeben zu müssen. Viele der Rogamarer, die sich freiwillig gemeldet hatten, waren schon auf ihrem Heimatplaneten beim Militär gewesen, und für den Einsatz auf dem mächtigen Raumschiff wurden selbstverständlich ausschließlich Freiwillige in Erwägung gezogen. Die Auswahlverfahren waren hart und gründlich. Dennoch war der soziale Druck, der auf den Rogamarern lastete, nicht unbeträchtlich. Viele Frauen und Männer sahen keine Perspektive, konnten sich auf Menz oder Karhenan nicht erfolgreich integrieren. Nicht aus Unwille, sondern weil ihre Ausbildung nicht passgenau an die Erfordernisse der Menzer Wirtschaft angeglichen war. Einen neuen Beruf auf dieser anderen Welt zu erlernen, schafften nur die Wenigsten. Was hieß unter solchen Bedingungen schon »freiwillig«? Was war denen denn übrig geblieben, die nichts als ihre soldatischen Fähigkeiten in die Waagschale werfen konnten? Kertgard fühlte sich wie ein Verräter. Sein Hals war rau. Iffriz-Blau konnte daran nichts ändern.

*

Terra: 22.4.608

Menz: 6.5.199

Der Raum war in rotes Licht getaucht. Eine matte Farbtönung, die nicht blendete. Leuchtmittel sah man nirgends. Das Licht war einfach da. Die Frau verließ die Nische, in der sie materialisiert war. Hinter ihr erlosch das Raumzeitauge. Sie wartete.

Es vergingen nur wenige Sekunden. Dann meldete sich die Station.

»Willkommen im *Blatt der Erde*, Botin Ellanka. Ich habe dich identifiziert. Du bist als berechtigt eingestuft.«

Die Stimme klang weiblich und bediente sich der terranischen Verkehrssprache ohne planetaren oder regionalen Akzent. Ellanka hatte nichts anderes erwartet. Die Begrüßung verlief stets auf diese oder eine ähnliche Weise. Die mit *Botin* Angesprochene bedankte sich. Obwohl die Künstliche Intelligenz ihr auch Unhöflichkeiten nicht nachgetragen hätte. Zweifellos zu komplizierten Denkleistungen

fähig, blieb sie doch unempfindlich gegen emotionale Provokationen. Zumindest waren das Ellankas Erfahrungen. Sie verließ das Transportgewölbe und wandte sich zur Steuerzentrale.

»Ist noch jemand hier?«, fragte sie beiläufig.

»Ja«, antwortete der Stationscomputer.

Ellanka erstarrte. Die Frage hatte sie eigentlich nur aus Gewohnheit gestellt. Um ganz sicher zu gehen. Der Schweiß brach ihr aus und befeuchtete die Stirn. Das konnte sie jetzt gar nicht brauchen, einem Ziem oder einem Yasemi zu begegnen. Sie überlegte, ob sie die Station gleich wieder

verlassen sollte. Unverrichteter Dinge. Die Wahrscheinlichkeit, hier jemanden anzutreffen, hatte sie als verschwindend gering eingestuft. Die Station wurde nur sehr selten aufgesucht. Zu sporadischen Kontrollen oder in Krisenzeiten. Genau genommen war aktuell eine Krise, denn ein Mhorg-Geflecht steuerte das Perlamith-System an. Eine tödliche Bedrohung. Der Grund ihres Hierseins. Doch über ihre eigenwillige, nicht abgesprochene Aktion mochte sie niemandem gegenüber Rechenschaft ablegen. Außerdem hätte sie einiges erklären müssen. Sie war eine Erdenbotin, doch sie nahm es nicht sehr genau mit den Vorschriften.

»Wer ist hier?«, fragte sie zögerlich. Zum Rückzug war es sowieso zu spät. Der Anwesende war garantiert längst über ihre Ankunft informiert. Sie dachte angestrengt nach, was sie sagen würde. Einen Auftrag konnte sie jedenfalls nicht als Grund anführen.

»Erdenbote Peyler«, erwiderte die Stations-KI emotionslos. Ellanka atmete erleichtert auf. Die beste aller möglichen Antworten in dieser Situation. Ihr Puls beruhigte sich.

Fast schon gelassen betrat sie jetzt den Steuerraum mitten durch die von Rot nach Mattblau wechselnden Energiefließen, die bislang die Sicht versperrt hatten. Sie gelangte in einen größeren Raum, dessen gegenüberliegende Wand einen Weltraumausschnitt projizierte. Auf den schmalen Seitenwänden waren unzählige Einzelbilder dargestellt.

Der Erdenbote saß vor einer Holokonsole und ließ sich Datentabellen anzeigen. Er wandte ihr den Rücken zu. Ohne sich umzudrehen, begrüßte er den weiblichen Ankömmling.

»Hallo, Ellanka. Lange schon nicht mehr gesehen. Die KI hat deine Ankunft angekündigt. Daher bin ich jetzt nicht überrascht, falls du dich wundern solltest.«

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter. »Grüß dich, Peyler.

Du siehst gesund aus. Vollständig genesen, vermute ich, wenn du schon wieder fleißig bei der Arbeit bist.«

Peyler hatte sich durch den Genuss eines Pilzes auf Karhenan in Lebensgefahr gebracht. Viele Tage lang war er auf der unbewohnten und ungastlichen Insel Matbala herumgeirrt und hatte halbverhungert das giftige Gewächs verzehrt. Zu seinem großen Glück wurde er von Jev Maltin, dem Rogamarer Leutnant, und seiner Begleiterin gefunden. Ana-Sirina. Ellanka kannte sie sehr gut. Von den gemeinsamen Jahren auf Zinost, der Insel auf Karhenan, die ihr zweite Heimat geworden war. Ellanka seufzte und verdrängte die Erinnerungen. Es hieß, Prioritäten zu setzen. Sie wandte sich wieder Peyler zu.

»Die Station half mir, nachdem die Menzer mich hierher brachten«, erklärte dieser. Peyler war ein schmächtiger, schlanker Mann mit einer ausgeprägten Furche am Kinn. Seine Wangen waren tief eingefallen, das Gesicht schmal. Ob es die Spuren der Vergiftung waren oder Nachwehen seiner missglückten Mission, konnte Ellanka nicht entscheiden. Peyler hatte den Krieg zwischen Menz und Rogamar vermeiden sollen, war aber durch eine Aktion der Ziem nicht in der Station, sondern auf dieser Insel gelandet und erst nach dem Krieg dort entdeckt worden. Die verheerenden Folgen der militärischen Auseinandersetzung, die er seinem Versagen zuschrieb, hatten deutliche Spuren hinterlassen. Unzählige Menschen starben, Rogamars Oberfläche wurde auf Jahrzehnte unbewohnbar.

Ellanka betrachtete neugierig die Informationen, die der Erdenbote sich anzeigen ließ. Es gab derzeit dringlichere Dinge als Mitgefühl und Trost. Es drohte eine neuerliche Katastrophe im Perlamith-System. Das hatte Vorrang. Alles andere musste warten.

Offenbar bemerkte Peyler ihr Interesse an den Daten, denn er ging sogleich darauf ein.

»Ich habe das Gefühl, dass die Yasemi uns etwas verschweigen«, sagte er frei heraus.

»Wie kommst du denn darauf?«, fragte Ellanka wissbegierig.

Der Erdenbote sprach langsam und mit Bedacht. »Ich habe die Datenbank durchgescannt. Die Yasemi haben auffällig schnell reagiert, als das Geflecht aus dem Wurmloch kam.«

Ellanka zuckte mit den Achseln. »Das spricht eher für die Yasemi, oder? Sie sind wachsam und kennen die Gefahr.«

Peyler nickte. »Ja, schon. Sie kennen die Gefahr. Aber woraus schlossen sie eigentlich, dass das Geflecht direkt nach Perlamith fliegt?«

»Es ist ganz einfach das nächstliegende System. Eine Sache der Logik. Ich kann keinen Verdachtsmoment darin entdecken.« Ellanka deutete auf eine Datentabelle. »Du scannst die Planeten des Systems nach Hyperyatma?«

Peyler lächelte sie an.

»Ellanka«, sagte er leise. »Warum bist denn du hier? Weil du etwa keine Zweifel am Vorgehen der Yasemi hast? Soll ich dir das wirklich glauben? Überlege doch: Das Geflecht musste wohl oder übel aus einem Wurmloch kommen, denn die Mhorg stammen mit ziemlicher Sicherheit von sehr weit her. Weder Ziem noch Yasemi kennen schließlich die Ursprungswelten dieser Bestien. Vielleicht stammen sie aus einer anderen Galaxis. Nicht auszuschließen. Also nutzen sie ein Wurmloch in ihrer und erreichen ein angeschlossenes Wurmloch in unserer Galaxis. Daraus kann man noch lange nicht schließen, dass das nächstgelegene bewohnte System das Ziel ist. Die Geflechte können unserem Wissen zufolge mit Überlichtgeschwindigkeit fliegen. Ihre Reichweite ist groß. Meiner Meinung nach greifen die Mhorg uns auch

nicht deswegen an, weil sie Spaß daran haben, Leben zu vernichten. An diese Hypothese, die uns die Yasemi untergeschoben haben, mag ich nicht glauben. Mord um des Mordes willen kommt bei uns Menschen gelegentlich vor, aber ausschließlich bei Irren, bei Psychopathen, bei Einzeltätern. Nicht als Charakteristikum einer ganzen Spezies. Ich bin davon überzeugt, dass sie ein Motiv oder zumindest ein für sie bedeutsames Ziel haben.«

»Ja, du hast vermutlich recht«, pflichtete Ellanka zögerlich bei. »Ich bin tatsächlich ohne Auftrag in die Station gekommen, weil ich mir ebenfalls Gedanken gemacht habe. Die Yasemi wissen wahrscheinlich ganz genau, was die Mhorg suchen, aber sie haben uns diesbezüglich nicht ehrlich informiert. Warum auch immer. Ich gebe es zu, Peyler. Wir sind einer Meinung. Was hast du herausgefunden?«

Peyler deutete auf Graphen und Daten, die vor ihm schwebten.

»Ich habe nach allen verfügbaren Daten über die Mhorg gescannt. Viel ist nicht zu finden. Doch die Annahme, die Mhorg würden danach trachten, Lebewesen aus purer Mordlust umzubringen, kann durch die vorhandenen Fakten nicht einwandfrei bestätigt werden. In den meisten Fällen griffen sie Raumschiffe, Stationen und hochtechnisierte Planeten an. Einen Eintrag konnte ich finden, bei dem die Mhorg eine unbemannte Station überfielen und zerstörten. Wenn es ihnen rein ums Töten von Lebewesen ginge, hätten sie das nicht getan. Zudem haben die attackierten Objekte eine Gemeinsamkeit.«

»Hyperyatma«, schlussfolgerte Ellanka. »Das ist plausibel. Die Yasemi brauchen dieses Element für Raumzeitaugen, für Triebwerke, Funk, Bewusstseinssplitter, also für alles, was Überlichtgeschwindigkeit erreicht oder seine Wirkung

mit Überlichtgeschwindigkeit entfaltet. Schlicht für genau jene Errungenschaften, die uns Menschen, die wir von der Erde stammen, verboten sind. Die wir gerade mal gelegentlich mitbenutzen dürfen.«

Sie schaute nach oben zur Decke, die aus einer glatten Oberfläche bestand. Sie reflektierte das Licht der Projektionen und präsentierte dem Auge eine irisierende Vielfalt an farbigen Pünktchen. Ein Kaleidoskop technischer Eleganz.

»Aber«, begann sie nachdenklich, »wo im Perlamith-System gibt es nennenswerte Vorräte an Hyperyatma? Was vermutest du konkret?«

Peyler zählte mit den Fingern ab.

»Die Station hier, die Nebenstationen, die KOLAMBA selbst.« Er machte eine Pause. »Die Ausbeute scheint mir nicht verlockend genug. Perlamith ist schließlich kein Planetensystem der Yasemi, deren Zivilisationen in Hyperyatma förmlich baden. Die Menschen hier müssen auf die höherdimensionale Technik größtenteils verzichten. Bis auf ein paar Bröckchen wird Perlamith in dieser Hinsicht von den Yasemi knapp gehalten. Sehr knapp sogar.«

»Exakt«, sagte Ellanka. »Und was jetzt? Warum kommen die Mhorg?«

»Ich habe mir den Kopf zerbrochen«, erwiderte Peyler. »Es gibt nur eine Lösung.«

Ellanka verstand.

»Die Yasemi haben ein Hyperyatma-Depot in diesem System eingerichtet«, stellte sie fest. »Das ist es. Deswegen scannst du die Planeten. Schon irgendein Fund?«

»Nein!« Peyler biss sich auf die Unterlippe.

»Verwunderlicherweise nicht. Aber das hat nichts zu sagen. Mir ist eine Ungereimtheit aufgefallen. Eine alberne Sache. Quasi ein Leichtsinnsfehler.«

»Ich bin gespannt«, sagte die Frau und bekräftigte ihn dadurch, in seinen Ausführungen fortzufahren.

Peyler drehte sich zu ihr um.

»Der sechste Planet«, sagte er und ließ seine Worte durch eine Kunstpause wirken. Im Perlamith-System war der sechste der einzige in der habitablen Zone gelegene Planet, der unbewohnbar war. Dort lebten keine Menschen. Nicht mal eine Forschungsstation wurde unterhalten.

»Pehomir«, ergänzte Peyler. »Ihn umkreisen zwei Monde. Patrouille und Fays. Und nun halt dich fest: Bei Pehomir und Fays wird jeweils kein Hyperyatma-Wert angezeigt. Nichts. Das Datenfeld ist leer. Bei Patrouille ist der Wert im Datenfeld hingegen die Ziffer Null.«

»Ja, und?«, fragte Ellanka verblüfft. Sie wusste nicht, worauf der Erdenbote hinauswollte. »Was ist damit? Ich verstehe nicht ganz.«

Peyler kniff die Mundwinkel zusammen, darauf sinnend, wie er sich verständlich ausdrücken konnte.

»Stell dir vor«, begann er nach einer kleinen Pause, »jemand möchte einen tatsächlichen Messwert verbergen beziehungsweise löschen, indem er ihn mit einer getarnten Überrangroutine überschreibt. Dann hat er zwei Möglichkeiten zur Manipulation. Er löscht das Feld, oder er schreibt die Ziffer Null hinein. Derjenige, der in unserem Fall das Ergebnis des Scans von Patrouille abfängt, überschreibt meines Erachtens den gemessenen Wert, der eine Zahl ist, mit der Ziffer Null. Weil er nicht lange und intensiv nachgedacht hat. Normalerweise steht vor der Messung in einem Ausgabefeld nichts, das Feld beinhaltet also lediglich Leerstellen. Natürlich könnte man auch grundsätzlich vor dem Messen mit der Null initialisieren. Aber das wäre ein unnötiger Schritt. Falls man nämlich nichts misst, braucht man erst gar nichts eintragen. Und es

passt zu meiner These. Da auf Pehomir und Fays offensichtlich kein Wert für Hyperyatma ermittelt wird, steht dort jeweils nichts. Das Ausgabefeld ist leer. Begreifst du, Ellanka? Stell dir jetzt vor, auf Patrouille gäbe es ein Messergebnis, zum Beispiel siebzehn Komma drei. Dann stünde eine Dezimalzahl im Ausgabefeld. Aus den Ziffern eins, sieben, drei und einem Komma dazwischen. Stell dir weiter vor, der Urheber der Übrangroutine weiß von dem Messwert, möchte aber nicht, dass man von dem Hyperyatma auf Patrouille erfährt. Instinktiv ersetzt er den Messwert, der eine Zahl ist, durch eine andere Zahl, durch die Null eben. Genauso gut hätte er auch null Komma null als Zahl einsetzen können. Hätte er das Eingabefeld einfach wieder gelöscht, indem er es mit Leerstellen initialisiert hätte, wäre mir diese Diskrepanz nicht aufgefallen. Schlicht ein Versehen, ein Versäumnis. Eine Nachlässigkeit. Ich schließe jedenfalls daraus, dass auf Patrouille Hyperyatma gelagert wird, denn die Übrangroutine wird offensichtlich nur auf den Wert von Patrouille angewandt. Wenn ich Menz anschau, steht dort zum Beispiel durchaus eine Zahl, wenngleich eine recht kleine.«

»Das ist jetzt aber sehr hypothetisch. Findest du deine Idee nicht an den Haaren herbeigezogen?«, fragte die Frau. »Das Vorhandensein der Ziffer Null kann alle möglichen Hintergründe haben.« Sie überlegte. »Was ist denn über Patrouille bekannt?«

»Der Mond hat eine dünne Atmosphäre, ist trotzdem unbesiedelt. Auch keine Station der Menschen befindet sich dort. In den Datenspeichern ist lediglich ein einzelner Audio-Bericht eines Menzer Piloten hinterlegt, der dort angeblich Anzeichen einer Zivilisation entdeckt haben will. Spätere Erkundungen bestätigten diesen Anfangsverdacht jedoch nicht.« Peyler tastete auf der Konsole herum. »Wenn

du möchtest, können wir uns den Bericht anhören.«
Ellanka strich ihre Haare nach hinten. »Ich möchte.«

*

*Bericht: Pieter Zerke, Rangcode II (Major),
Staffel 76, Kontingent Ost*

*Terra: 3.8.576
Menz: 24.3.169*

Der neue Antrieb mit dem Briek-Plasmabrenner funktioniert wunderbar. Die Maschine gehorcht mir nach Belieben, die Steuerung ist butterweich. Ich vollziehe eine Kopfüber-Kehrtwende hinter dem Planeten und tauche, von meinem Blickwinkel aus, unter Pehomir ab und fliege den Planeten von der entgegengesetzten Seite wieder an. Eine faszinierende Sache. Da es im Weltraum kein Oben und Unten gibt, sondern nur das menschliche Gehirn mit den Eindrücken oben, unten, links und rechts, vorne und hinten, hat man das Gefühl, über eine endlose Ebene zu fliegen. Ich genieße den Druck, mit dem ich in den Pilotensitz gepresst werde. Es wird mir nach all den Jahren Fliegererfahrung immer noch schwindlig in der Schwerelosigkeit, bei gleichförmiger Bewegung, und ich mag das nicht. Deswegen fliege ich am liebsten die schnellen Raumjäger, bei denen ich durchweg beschleunigen oder wenden muss. Ich bin auch noch keine Sekunde lang bewusstlos geworden, selbst bei neunfach über Norm liegender Schwerebeschleunigung nicht, ich habe das einfach total raus mit Atmung und der Muskelanspannung im richtigen Moment.

An der Konsole blinkt es orange. Auf dem Reflexschirm

erkenne ich einen Punkt, der von links über die Anzeige huscht. Entfernung siebzehn Kilometer. Ich ziehe die Maschine nach links. Nun taucht auch der kleine Mond Pehomirs auf. Der seltsame Reflex fliegt diesen Mond an. Es ist kein Meteorit, die Beschleunigungswerte und die Richtung variieren, es muss sich um ein technisches Objekt handeln. Ein anderer Jäger? Nach meinem Flugplan zu urteilen, kann es sich um keine Menzer Maschine handeln. Ich funke das unbekannte Objekt mit der Bitte um Identifizierung an und sende meine Kennung. Zu meiner Überraschung erwidert der fremde Jäger den Funkspruch sofort. Ein Menzer Pilot. Also doch. Ein ungenehmigter Flug? Oder eine Mission, die geheim ist? Aber dann hätte man uns wissentlich dem Risiko eines Missverständnisses ausgesetzt. Ich kann mich an einige Fälle von Friendly Fire erinnern. Die können verheerend enden. Und es ist so unnötig!

Der Bordcomputer erkennt den Code nicht an! Stattdessen blinkt ein Alarmlämpchen. Ich schaue genauer hin. Unglaublich. Der Code ist der eines Menzer Piloten. Nämlich mein eigener. Das fremde Gefährt hat meinen Code einfach zurückgeschickt. Aber wie geht das vor sich? Normalerweise hat jeder Jäger einen eigenen Kodierungsschlüssel, der nur in Kombination mit dem Kodierungsschlüssel eines anderen registrierten Menzer Militärraumschiffes sinnvollen Klartext ergibt. Leider kenne ich die mathematischen Hintergründe nicht in genügender Tiefe, aber das von uns verwendete Kodierungssystem ist meines Wissens nicht reflexiv. Ich kann meinen eigenen Funkspruch daher gar nicht entschlüsseln, weil ich nur einen Teil des Passwortschlüssels im Computer habe. Wirklich getestet habe ich das selbstverständlich noch nicht. Ist aber auch

egal. Das da vorne bin nicht ich. So viel weiß ich. Und das genügt. Es handelt sich um einen fremden Piloten. Er kann mich nicht täuschen. Ich entschlief mich, ihn zu verfolgen. Der Regel neunzehn zufolge diktiere ich in aller Kürze meine Lage, begründe meine Entscheidung und stoße eine Markierungsboje aus, falls mir was zustößt.

Dann endlich eröffne ich die Jagd. Der neue Antrieb beschleunigt den Jäger mit Irrsinnswerten. Ich bin euphorisch und habe keine Angst. Der Punkt ist nun hinter dem Mond verschwunden, aber in wenigen Sekunden habe ich ihn wieder auf dem Schirm. Eigenartigerweise komme ich kaum näher, obwohl der Briek-Antrieb das momentane Nonplusultra der Technik im Perlamith-System darstellt. Ist das vielleicht ein Fluggerät der Yasemi oder gar eine Rakete der fernen Erde? Aber die hätten keinen Grund, mich täuschen zu wollen. Nach meinen Kenntnissen treten die Erdenboten stets offen, fast arrogant, auf und fliegen nicht heimlich durch unser System. Ich entscheide mich für vollen Schub. Ein Risiko auf einem Testflug. Mein Hauptmann wird mir die Ohren abreißen, wenn ich die Maschine ruiniere. Eine rote Warnblinkleuchte ist die erwartete Reaktion. Ich ignoriere sie. Tatsächlich kommt der Punkt näher. Ich bin hinter ihm. Sofern er nur eine Bugkanone aufweist, kann er mir in dieser Stellung nichts anhaben. Mein Jäger ist zusätzlich mit einem Fernlenktorpedo ausgestattet, den ich heckwärts abschießen kann. Vier Kilometer Distanz. Ich zoomte die Maschine näher. Ein weißer verwaschener Ball, keine aerodynamische Form, wie ich sie erwartet habe. Ich kriege das Objekt nicht scharf. Das gibt's doch nicht. Im nächsten Moment, wir sind etwa drei Kilometer über der Mondoberfläche, zieht der Ball fast neunzig Grad nach oben. Das Ding kann definitiv nicht von Rogamar stammen.

So weit sind die einfach technisch noch nicht. Ich fliege unter dem Objekt hindurch und dann eine halbsbrecherische Wende. Da ich brutal in den Sitz gepresst werde, komme ich nicht ans Funkgerät heran. Bevor ich scharf schieße, möchte ich eine Warnung auf die Reise schicken. Das Ding fliegt einen Kreis um eine bestimmte Fläche. Ich halte genau auf das Objekt zu. Dann funke ich endlich meine Botschaft. »Identifizieren Sie sich, oder ich mache von meinen Waffen Gebrauch.« Wie es eben Pflicht ist.

Jetzt antwortet das Flugobjekt nicht mehr. Es fliegt weiter im Kreis. Ich ziehe die Maschine seitlich weg und hole erneut aus. Diesmal frontal. Ich löse die Arretierung der Bordkanone. Das Fadenkreuz erscheint auf dem Reflexschirm. Ich werde aus zwei Kilometern Abstand feuern und dann hochziehen.

Plötzlich taucht das Objekt nach unten weg. Nein, das gibt's doch nicht. Die Koordinaten zeigen mir an, dass der Abstand meiner Maschine zu der Mondoberfläche größer wird. Eine Kraft drückt mich weg. Immer höher. Weg vom Boden. Die Lenkung versagt. Ich fliege tangential vom Mond weg. Erst nach circa einer Minute erlange ich die Kontrolle zurück. Sofort drehe ich um und visiere die alten Koordinaten an. Ich bin beharrlich!

Die Szenerie hat sich mittlerweile deutlich gewandelt. Aus der Mondoberfläche ragt inzwischen ein Turm. In der Form einer Riesenspindel. Der war vorhin noch nicht da. Ganz sicher. Ich sehe gerade noch, wie die milchige Kugel vom Trichter am oberen Ende eingefangen und eingesogen wird. Als wäre es eine Spielmurmel. Ich feuere den Laser ab. Die Spindel leuchtet blau auf, als sie getroffen wird. Dann senkt sie sich in die Mondoberfläche ein. Ich komme noch zu einem weiteren Treffer. Gleich darauf ist an dieser Stelle der Oberfläche nichts mehr zu erkennen. Nach mehreren

Runden drehe ich ab und fliege zurück zu meiner Basis. Bericht erstatten.

*

Terra: 22.4.608

Menz: 6.5.199

»Na ja«, sagte Ellanka. »Was beweist das, Peyler? Möglicherweise hat der Pilot sich einfach nur wichtigmachen wollen und eine Geschichte zusammengesponnen.«

Peyler nickte. »Ausschließen kann ich das nicht. Vielleicht stimmt es aber auch, was er uns erzählt. Stellen wir uns vor, der Mond verbirgt hochentwickelte Technik und damit auch Hyperyatma. Bislang kennen wir kein Element, das Hyperyatma ersetzen kann. Alle uns bekannten raumfahrenden Zivilisationen dürften auf Hyper-yatma angewiesen sein, um Überlichtgeschwindigkeit erreichen zu können.«

Die Frau zupfte nervös an den Ärmeln ihrer Jacke. »Und diese fremde Macht versteht es außerdem, die Computeranlage unserer Station zu narren?«

»Das habe ich nicht gesagt, Ellanka.« Peyler wirkte aufgeregt. »Wenn es, wie du vorhin schon vermutet hast, ein Depot der Yasemi ist, dürfte die Manipulation kein Problem sein. Die Yasemi verfügen über höhere Berechtigungsstufen bei den KIs der *Blätter der Erde* als wir einfachen Erdenboten. Und das würde sich ja auch in den Gesamtkontext einfügen. Die Yasemi könnten zum Beispiel versucht sein, die Mhorg hierherzulocken, um die Perlamither zum Kampf zu zwingen. In diesem Fall nutzen

sie ihre Station auf Patrouille als Lager für Hyperyatma. Ob es dort auch eine Besatzung gibt, ist fraglich. Wahrscheinlich ist das Depot vollautomatisch.«

»Eine schreckliche Vorstellung«, flüsterte Ellanka. Dann kam ihr ein spontaner Einfall. »Was ist mit den Ziem? Könnten die nicht ihre Finger im Spiel haben? Vielleicht ist es ihre Station auf dem Mond Pehomirs. Das von Zerke beschriebene Flugobjekt klingt so gar nicht nach den Yasemi.«

Der Erdenbote schwieg, und sie gab sich selbst die Antwort: »Trotzdem unwahrscheinlich. Schließlich wollten die Ziem

mit aller Kraft verhindern, dass die Perlamither in den Besitz der KOLAMBA kommen. Ohne das Schiff in den Händen der Menschen macht das Anlocken der Mhorg nicht wirklich Sinn. Nein, das würde definitiv nicht zusammenpassen. Und diese ballähnliche Erscheinung könnte eine Yasemi-Tarleinrichtung sein, von der wir bloß nichts wissen.«

Peyler erhob sich. Er schaute Ellanka tief in die Augen. Ratsuchend.

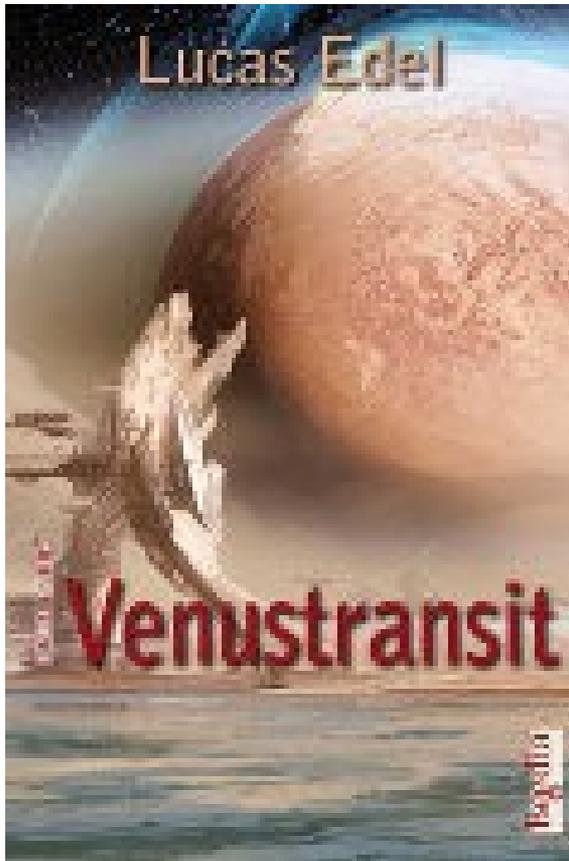
»Wir müssen etwas unternehmen, Ellanka.«

Sie lächelte. »Deswegen bin ich hierhergekommen.«

*(Aus **Perlamith 2: Das Geflecht**, ISBN: 9783938065778, Wurdack Verlag*

Der Abdruck dieser Leseprobe erfolgt mit dem freundlichen Einverständnis des Verlages. Der Satz des Textes wurde dem Magazinformats angepasst und entspricht nicht dem des Buches.)

VENUSTRANSIT



Autor: Lucas Edel
Verlag: [Begetia Verlag](#)
Umfang: 200 Seiten
ISBN: 9783981394665
Preis: 10,95 Euro

In der Sparte *Beste Sekundärliteratur* wurde der österreichische Autor Lucas Edel zweimal (2008 und 2010) mit dem *Deutsche Phantastik Preis* ausgezeichnet. Außerdem finden sich von ihm Kurzgeschichten in der SF-Anthologie Prototypen und andere Unwägbarkeiten und der Clockpunk-Sammlung *Uhrwerk Venedig*. Mit *Venustransit* erwartet dem Leser ein Kriminalroman der kosmischen Art.

Inhalt

Dezember 2117. Der alternde Agent Gus Hayden muss am Vorabend der Liveübertragung des Venustransits zusammen mit der Exo-Biologin FangFang Lee den Mord an seinem Freund Dimitri aufklären. Je mehr er herausfindet, umso klarer wird ihm, dass das Opfer von allen auf der Venusstation „Ariel“ gehasst wurde. Ein wettsüchtiger Kommandant, eine liebestolle Biochemikerin und eine kettenrauchende Ärztin sind nur Teile eines Rätsels, das sich vor Agent Hayden langsam entfaltet.

Schon bald wird ihm klar: Entweder er tut den Tod als Unfall ab und wahrt das Andenken an seinen Lebensretter oder er klärt das Verbrechen auf und lebt mit einer schrecklichen Wahrheit. Zwischen veruntreuten Geldern, Medikamentenmissbrauch und einer Jahrtausendentdeckung sucht Gus Hayden den Mörder.

Leseprobe zu *Venustransit*

Kapitel 1

Gus Hayden saß eingepfercht zwischen einem Dutzend Reportern in einem Atmosphärenshuttle und starrte aus dem Fenster. Unter ihnen wölbte sich die Oberfläche der Venus. Weiß wie eine Perle schwebte sie gemächlich ins Blickfeld. Zu Gus' Rechten ragten die Parabolantennen der Raumstation *Shackleton* ins All. Eine gigantische Relaisstation, deren einziger Zweck darin bestand, die Bezwingung der Venus zu verfolgen und live zur Erde zu übertragen.

In der Enge der Passagierkabine stank es nach der langen Reise wie in einem Schulbus. Der Ellenbogen von Gus' Nebenmann bahnte sich konsequent einen Weg in seine Rippen. Wie der feiste Spanier mit seinen verklebten Haaren in diesen Sitzen Luft bekam, war Gus ein Rätsel. Als das Shuttle von der Gravitation erfasst wurde und absackte, spürte er, wie sein Magen langsam von unten gegen das Herz drückte. Ihm wurde übel. Er zwang sich, wieder aus dem Bullauge zu sehen. Mit steigender Geschwindigkeit stürzten sie auf die dichte Wolkendecke der Atmosphäre zu.

»Muss ich mir das mit 52 wirklich noch antun?«, dachte er und schloss die Augen.

38 Millionen Kilometer von der Erde entfernt war die letzte Erinnerung an seine Heimat der hautenge Coverall, der ihm

die Luft abschnürte.

Er sollte auf eine Horde Journalisten achten, die vom größten Ereignis der Geschichte der Menschheit berichten wollten. Eine Live-Übertragung während des Venustransits. Gus rieb sich mit den Handballen die Stirn und zog die Oberlippe hoch. Dann schüttelte er den Kopf. Er hasste es, nicht zu Hause zu sein. Er hasste es, auf seine Ruhe verzichten zu müssen.

Erneut bohrte sich der Ellbogen des Spaniers in seine Seite. Gus brummte ärgerlich.

»Halten Sie mal ihre Ecken bei sich, Kollege.« Das Doppelkinn des Mannes schwabbelte, als er sich zu ihm drehte. Mit feuchten Augen sah er ihn erstaunt an.

»Perdón. Wenn ich gewusst hätte, wie eng es hier ist, hätte ich eine Diät angefangen.« Er lachte dümmlich.

Gus rollte innerlich mit den Augen und drückte sich mit seinen Unterarmen etwas aus dem Sitz. Sein Hintern war schon taub und das Blut, das jetzt wieder fließen konnte, verursachte ein Kribbeln.

Sein Sitznachbar hakte nach.

»Für wen berichten Sie?«

»Ich berichte nicht, ich passe auf«, sagte er knapp.

Der Spanier nickte wissend: »Ah, ein Unabhängiger.« Er gluckste.

Gus sah den Mann finster an.

Ich passe auf Euch auf.

Die Wangen des Dicken erschlafften.

»Dann sind Sie der Mensch von den Hutständern?« Gus drehte die Augen nun wirklich nach oben. Mitglieder der planetaren Sicherheitsabteilung als Hutständer zu

bezeichnen, war in etwa so taktlos, wie Nonnen Pinguine zu nennen.

»Wieso wurden Sie uns nicht auf der Station vorgestellt? Sind wohl Undercover unterwegs, was? Gibt es Probleme? Haben Sie ... «

Was wollte der Typ? Es war üblich, dass immer jemand von der Sicherheit dabei war. Gus fuhr den Journalisten an: »Es reicht. Sehe ich aus, als wäre ich Tante Jenny bei einer Klassenfahrt? Wenn ich meine Pension erhalten will, muss ich einmal im Jahr in den Außendienst, klar? Das können Sie meinetwegen schreiben.«

In Gedanken fügte er genervt hinzu: »Fünfzigjährige tun die Arbeit von Kadetten im ersten Jahr.«

Gus rückte seinen Hintern zurecht und sah wieder aus dem Fenster. Er mühte sich, den aufwallenden Zorn zu kontrollieren. Die ersten Blicke richteten sich auf die beiden.

Der Spanier fixierte ihn überrascht, doch Gus konnte sich nicht zurückhalten: »Und jetzt frage ich Sie etwas: Wieso vergeudet die Menschheit wertvolle Zeit und Ressourcen für Live-Übertragungen von irgendwelchen Planeten des Sonnensystems?«

Der Spanier antwortete: »Venustransit«, als wäre dies die Erklärung.

»Das ist alles, was Ihnen einfällt?« Gus' Blick setzte sich zwischen den Augen des Korrespondenten fest.

»Als Reporter sollten Sie ein wenig mehr dazu zu sagen haben als die offizielle Variante. Dieser ganze Zirkus ist ein gut getarntes Milliardengeschäft. Denken Sie doch mal nach. Jeder schneidet ein wenig mit, da rollt der Rubel, aber

hallo. Seit wann ist der Sender *Project Horizon* ein Menschenfreund, der den Erdenbewohnern ein paar schöne Bilder liefern will?«

Gus merkte, wie er sich in Rage redete. Er riss sich zusammen und sah nun das erste Mal einen verdutzten Mann vor sich. Gus klopfte ihm mit schlechtem Gewissen auf die Schulter und lehnte sich in seinem Sitz zurück. Beschwichtigende Worte wollten nicht über seine Lippen kommen, stattdessen seufzte er.

Durch die Lautsprecher tönte die Stimme des Piloten.

»Meine Damen und Herren. Ich begrüße Sie auf dem letzten Flug von *Shackleton* zur Station *Ariel*. Es wird voraussichtlich etwas holprig werden. Kotztüten finden Sie wie immer unter ihrem Sitz. Danke.« Damit brach die Ankündigung ab.

Gus spürte, wie sich Ärger und Magen gegen ihn verschworen. Er hatte in einer der historischen Abhandlungen gelesen, dass die Venussonden der Russen und Amerikaner immer wieder mit überraschenden elektrischen Entladungen in der oberen Atmosphäre zu tun hatten, die die Elektronik zerstörten. Vor seinem geistigen Auge sah er das Shuttle in einer Feuerblume verglühen und als abgebrannten Streichholzkopf zu Boden gehen. Der Knoten in seinem Magen wurde gordisch.

Von Technik hielt er noch weniger als vom Raumflug, und da das eine mit dem anderen zwingend verbunden war, wollte er nur eines. Umgehend Lichtjahre zwischen sich und seine jetzige Position bringen.

Um sich abzulenken, nestelte er eine Broschüre aus der Brusttasche seines Coveralls und begann zu sinnieren. Was

man mit dem Geld, das in dieses Projekt gesteckt worden war, wohl alles auf der Erde hätte machen können, statt einer TV-Live-Übertragung vom höchsten Berg der Venus dem Maxwell Montes, am Tag des Venustransits, dem 11. Dezember 2117.

Er biss sich auf die Zunge, um nicht zu fluchen. Verdammte Menschheit. Mit solchen Aktionen raste sie auf ihren Untergang zu und gab noch lachend Gas dabei.

Der Gleiter drang in die oberste Exosphäre ein. Durch die Druckveränderung wurde der Metallrumpf durchgerüttelt, was zu Würgen unter einigen der Passagiere führte.

Unwillkürlich musste Gus an Simon Blei denken, dem ersten Todesopfer der Marsbesiedelung. Er war betrunken einen Abhang hinuntergestürzt. Siebzehn Jahre war das her. Blei hatte sich den Helm zerschlagen. Besoffen gestürzt. Gehörte zur Pioniergeschichte der Menschheit praktisch dazu.

»Welche Verschwendung«, grollte Gus erneut.

Der Shuttle glitt kontinuierlich tiefer, durchstieß erst die Thermo- und Mesosphäre, trat dann in die Troposphäre ein. Ihr Ziel rückte beständig näher, versteckt in den dichten Wolkentürmen.

Die Außentemperatur stieg und der Spanier neben Gus sah es als seine Pflicht an, ihn darüber zu informieren.

»Hunderte, vielleicht tausende von Grad. Spüren Sie's auch?«

Er sah aus, als hätte man ihm einen Eimer Wasser über den Kopf geleert.

Gus roch den salzigen Schweiß. Fast meinte er sogar, ihn zu schmecken. Er versuchte, nicht hinzuhören und schob die

versteckte Abdeckung über das Fenster. Er war nicht erpicht darauf, diese unwirtliche Welt da draußen anzustarren.

Die Lautsprecher knackten erneut.

»Wenn Sie nun nach rechts aus den Fenstern sehen, können Sie die Umrisse der Station erkennen.«

Sämtliche Hälse reckten sich und versuchten den besten Ausblick auf *Ariel* zu ergattern. Einzig Gus blieb unbewegt und ignorierte den allgemeinen Aufruhr. Der Flug des Gleiters beruhigte sich, denn in 55 Kilometern Höhe war der Druck weitestgehend identisch mit dem der Erde. Man könnte im T-Shirt rumspazieren, wäre nicht die aggressive Schwefelsäure in den Wolken versteckt.

Einige Minuten später riskierte Gus doch einen Blick. Was da in der Atmosphäre der Venus schwebte, glich mehr einer Qualle als einer Raumstation. Grau schimmernd trieb sie im Wind. Ein Bündel Kabel hing aus der Unterseite und wehte wie Tentakel hinter dem Konstrukt her.

»Sieht schlampig aus. Wozu ist das gut?«, fragte sich Gus und bereute zum ersten Mal, dass er praktisch informationslos von der Erde aufgebrochen war. Jetzt verwünschte er den Gus von vor drei Tagen. Hätte der die Versuche des Einschulungspersonals, ihm Informationen zu vermitteln, nicht erfolgreich abgelehnt, stünde der Gus von jetzt nicht da wie ein Ochs vor dem Tor. Er spürte ein Kribbeln im Gaumenzäpfchen.

»Auch das noch«, durchfuhr es ihn. Hektisch holte er eine Packung Aspirin aus seiner Oberschenkeltasche. Er drückte zwei Tabletten in seine Hand und würgte sie mit dem bisschen Speichel, den er hervorbringen konnte, hinunter. Den ganzen weiten Weg von der Erde zur Venus hatte er

sich geschworen, nicht krank zu werden.

Die Kälte des Alls wirkte sich verlässlich verheerend auf seine Atemwege aus. Es hatte in seiner langen Dienstzeit nur eine Reise gegeben, in der er nicht auf irgendeine Weise erkrankte. Daher kannte er die Anzeichen. Ein Kribbeln im Hals, eine leicht verlegte Nase, und wenn er dann nicht aufpasste, konnte nichts den Ausbruch einer schweren Erkältung verhindern

Kapitel 2

Das Shuttle glitt langsam an der Seite der Station entlang und näherte sich einem Ausleger. Ein kleiner in die Wolken gestreckter Finger. Der Gleiter rumpelte kaum hörbar, als er anlegte. Die Aufregung unter den Reportern war deutlich zu spüren. Gus war nicht sonderlich beeindruckt. Alles lief glatt und war innerhalb von Minuten vorbei.

»Das war schon alles?«, dachte er halb beruhigt, halb enttäuscht.

Der spanische Korrespondent quälte sich aus seinem Sitz. Gus konnte einen kurzen Blick auf das Namensschild werfen. Gustavo Manteca. Das spanische Wort für Butter.

Gus grinste in sich hinein. Vielleicht würde die Reise doch noch amüsant werden. Eilig stellte sich *Butterkugel*, wie er ihn nun im Stillen nannte, hinter einem schwächigen Griechen an. Gus drückte seine Knie gegen den Vordersitz. Seine Wirbel knackten, als er den Rücken straffte. Er hatte Zeit.

Eine halbe Stunde später schälte er sich aus dem Sitz und spazierte durch das leere Shuttle zur Luftschleuse. Seine Sachen, die er in einen Seesack gepackt hatte, lagen verstreut in der Ablage.

Gus schüttelte den Kopf.

»Den letzten trifft's doch immer.« Er zog seine alte Lederjacke über den Coverall. Konzentriert verstaute er seine Unterhosen, Hemden und das Rasiertäschchen wieder im Sack, verschnürte ihn und stapfte durch den Anleger in die Station. Er schob sich durch die Journalisten, musste sich den einen oder anderen Rüffel anhören und platzierte sich zur Rechten, der im Halbkreis stehenden Meute.

Die Anwesenden badeten in hellblauem Licht, das ihre Haut in zarte Leichenblässe tauchte. Gus musste lächeln. Der Lichtdesigner hatte Humor. An den Wänden hingen gedruckte Diagramme und Bilder. Energie war kostbar. Wozu also für Monitore an die paar Besucher verschwenden. Der üble Geruch von faulen Eiern dampfte empor. Schwefel.

Gus bemerkte ein Lampe über einem Schott, die beständig rot blinkte. Neben ihm tauchten die Gleiter-Piloten auf und tippten einen Code in ein kleines Tastenfeld neben dem Tor. Das Blinken der Lampe erlosch. Einer der Piloten bemerkte, dass ihn Gus beobachtete. Er tippte sich mit ausgestrecktem Zeigefinger gegen die Lippen und flüsterte: »Override-Code, Mr. Hayden«. Gus nickte kurz. Kein Mensch hatte ihm etwas von einem Code gesagt, was seinen Groll wieder aufflackern ließ.

Das Schott zischte, wälzte sich langsam nach außen und ein breitschultriger Mann erschien. Sein Kopf war kahl rasiert

und seine blauen Augen blitzten. Er betrachtete die murmelnden Leute vor sich wie eine Herde Lämmer und lächelte verschmitzt. Seine riesenhafte Gestalt beugte sich durch die Öffnung, und als er sich aufrichtete, überragte er jeden um einen halben Kopf. Er holte Luft und dröhnte mit gewaltigem Bass: »Bitte um Aufmerksamkeit, meine Damen und Herren. Mein Name ist Dimitri Andrejewitsch. Willkommen auf *Ariel*.«

Andrejewitschs Blick traf Gus, der sich ein Schmunzeln nicht verkneifen konnte.

»Der Mann hier zu meiner Linken ist Augustus Hayden.« Der Hüne griff nach Gus' Schulter und zog ihn sanft in eine repräsentative Position. Gus freute sich, seinen alten Freund wiederzusehen, der ergänzte: »Er wird Ihnen als Sicherheitsberater zur Verfügung stehen. Bei Fragen wenden Sie sich vertrauensvoll an ihn. Nicht an mich.«

Die Presseleute räusperten sich zweifelnd. Der Russe sprach weiter: »Bitte folgen Sie Ihren Piloten zu den Unterkünften. Um 14 Uhr treffen wir uns im Hauptraum wieder. Folgen Sie dazu einfach der gelben Linie am Boden.«

Die Journalisten marschierten im Gänsemarsch mit gesenkten Köpfen an Dimitri vorbei. Der Russe nickte jedem freundlich zu. Als der letzte Passagier durch die Tür verschwunden war, trat er an Gus heran. Er musterte ihn von oben herab.

»Was bei allen Wodka saufenden Popen Leningrads machst du auf meiner Station?« Gus senkte den Kopf und ließ seinen Seesack fallen. Mit einem Ruck schnellte seine linke Faust nach vorne und hielt wenige Millimeter unter dem Kinn des Russen still. Dimitris riesige Pranken waren zu

langsam gewesen. Er hatte seine Hände während dieses kurzen Augenblicks gerade auf Höhe des Bauchnabels gebracht.

»Immer noch so ein flinkes Wiesek«, lachte Dimitri.

»Und du bist noch so schreckhaft wie ein Gaul«, konterte Gus. Die beiden Männer umarmten sich herzlich und klopfen sich gegenseitig auf die Schultern.

»Was für eine Freude dich zu sehen, Brüderchen. Bist du jetzt zum Wachhund degradiert worden?«

Gus schluckte. Das Kratzen in seinem Hals war stärker geworden.

Kapitel 3

Dimitri legte seinen Arm um Haydens Schultern und schritt mit ihm den Korridor entlang Richtung Zentralmodul. Der Boden war von moosiger Konsistenz und so makellos grün, dass sich Gus jetzt schon um die Natur betrogen fühlte.

»Fühlt sich an wie Gras«, sagte Gus. Der Russe antwortete: »Soll die Leute an zu Hause erinnern. Ist so eine Kopfsache.«

Dimitri öffnete die dritte Schleuse. Ein Schott nach dem anderen war in die Wände eingelassen und alle zwanzig Meter lief eine Leiter nach unten und nach oben zu den Mannschaftsunterkünften. Wären Raufasertapeten an den Wänden gewesen, hätte man die Umgebung mit einem Hotel verwechseln können.

Nach fünf Minuten erreichten sie ihr Ziel. Das

Zentralmodul war ein sechseckiger Raum, von dem aus langläufige Korridore abgingen. In der Mitte stand eine große Blondine mit verschränkten Armen. Ihr Fuß tippte rhythmisch. Sie blies eine Lockensträhne aus der Stirn.

Dimitri flüsterte aus dem Mundwinkel: »Verdammt, das ist Natascha. Warte hier einen Augenblick.«

Er verließ Gus und schritt mit ausgebreiteten Armen auf die Frau zu. Der Agent staunte nicht schlecht, als die rechte Hand wie eine Peitsche durch Dimitris Gesicht klatschte. Wieder war der Hüner zu langsam gewesen. Mit einem Ohr fing Gus ein paar Wortfetzen auf. Die Frau drehte mit erhobenem Kinn auf der Ferse um und schritt davon. Der Russe kam mit einer roten Wange zurück. Er deutete mit dem Daumen auf eine kleine Küchennische, in der ein Ecktisch aus Plastik und zwei Stühle standen. Dimitri öffnete einen Kühlschrank, fischte eine Flasche Wodka und zwei Gläser heraus. Gus dankte.

»Manchmal habe ich das Gefühl, ihr Russen habt die Raumfahrt nur deswegen entwickelt, um zu testen, wo man überall saufen kann. Was war da eben los?«

Dimitri tippte freundlich mit seinem dicken Zeigefinger gegen Haydens Stirn.

»Mund halten und trinken.«

Nach dem dritten Glas wurde Dimitri nachdenklich. Sein Daumen streichelte immer wieder über sein Kinn.

»Du hast dir keinen guten Zeitpunkt ausgesucht, um hier herzukommen.«

Gus sah seinen alten Freund ernst an.

»Hat die Walküre vorhin nicht was von schwanger gesagt?«

Der Russe grinste.

»Natascha? Nein, das sind ihre Spielchen, um mich zurück zu bekommen. Vergiss das. Ich meine etwas wirklich Ernstes.«

Dimitri schaute sich kurz um, als wollte er sich vergewissern, dass sie nach wie vor allein waren.

»Ich habe den Verdacht, dass mit diesem Projekt etwas nicht stimmt.«

Gus spitzte die Ohren.

»Betrug?«

Dimitri zog die Mundwinkel verkniffen nach oben, beugte sich nach vorne und sagte halblaut: »Es geht um Geld, das hier nicht angekommen ist. Fotos für Versicherungen, die wir nie abgeschlossen haben. Ich bin zwar nur ein einfacher Professor für Astronomie, aber mit großen Zahlen kenne ich mich aus.«

Gus zuckte die Schultern.

»Bei Projekten wie diesem hier gibt es immer jemanden, der etwas abzweigt.«

Dimitri nickte zustimmend.

»Das ist mir klar, aber nicht, wenn diejenigen, die abzweigen, hier drinnen auf dem Präsentierteller sitzen.«

Gus war wieder ganz Agent und stellte sein Glas auf den Tisch.

»Hast du Angst, dass bei der Live-Übertragung etwas schiefgeht?«

Dimitri wiegte sich hin und her.

»Keine Ahnung.« Er trank sein Glas leer und danach das von Gus. Sein verschmitztes Lächeln kehrte zurück.

»Ach weißt du, vergiss einfach, was ich gesagt habe. Es ist sicher die allgemeine Aufregung vor dem großen Tag

morgen.«

Dimitri wechselte das Thema, bevor Gus weiter darüber nachdenken konnte:

»Hey, du wirst nie erraten, wer noch hier ist. Kannst du dich an FangFang erinnern? Die kleine Biologin, die wir bei der Überwinterung im Polareis dabei hatten? Vor fünf Jahren war das, nicht?«

Gus' Gesicht wurde länger. Natürlich konnte er sich erinnern. Vor seinem geistigen Auge zogen ein paar heiße Szenen vorbei, die er im kalten Eis erlebt hatte. Sie hatten sich gut verstanden, ein paar Mal miteinander geschlafen und naturgemäß versprochen, in Kontakt zu bleiben. Eine ganz normale Affäre eben, die aus der Zweckgemeinschaft entstanden war. Aber insgeheim war sie nie aus seinen Träumen verschwunden. Natürlich, er hegte Gefühle für FangFang, doch es gab dieses Problem. Sie war ihm einfach zu ähnlich. Eitel, eingebildet und dazu noch stur. Daher wollten nur die Worte »Sieh mal einer an« über seine

Lippen kommen. Genau wie der Raumflug waren Gus Frauen nicht geheuer. Beide benötigten perfekte Logistik, ansonsten bargen sie unkontrollierbare Risiken.

Dimitri boxte seinem Freund leicht gegen die Schulter.

»Willst du mal was richtig Cooles sehen?«

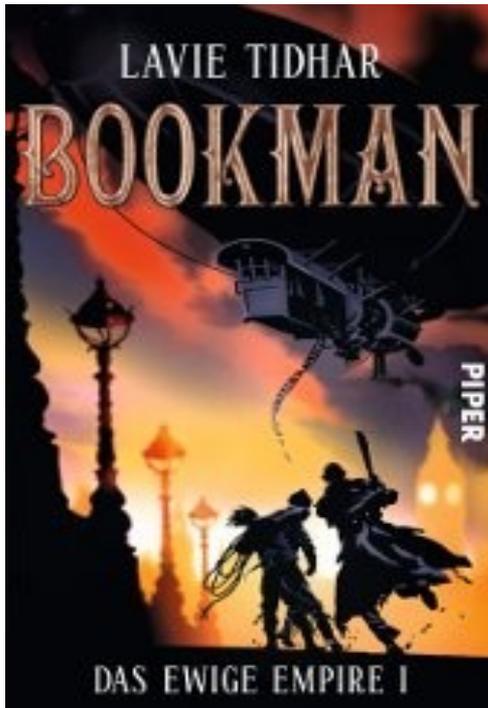
Gus' Augen leuchteten, denn wenn der Russe dieses Wort verwendete, dann bedeutete es etwas Großes. Als Dimitri ihm damals auf dem Mars das Leben gerettet hatte, waren die ersten Worte, die Gus nach dem Aufwachen vernahm: »Brüderchen, jetzt hast du eine richtig coole Geschichte zu erzählen.« Er dehnte den Satz damals ins schier Unendliche. Gus konnte ihm nicht böse sein. Nie. Auch heute nicht. Daher nickte er aufgeregt wie ein Schuljunge, der erfahren hatte, dass es in den Ferien auf einen Trekking-Trip zum Mond ging.

*(Aus **Venustransit**, ISBN: 9783981394665 [Begedia Verlag](#)
Der Abdruck dieser Leseprobe erfolgt mit dem freundlichen
Einverständnis des Verlages. Der Satz des Textes wurde
dem Magazinformaat angepasst und entspricht nicht dem des
Buches.)*



WEITERE NEUERSCHEINUNGEN

BOOKMAN

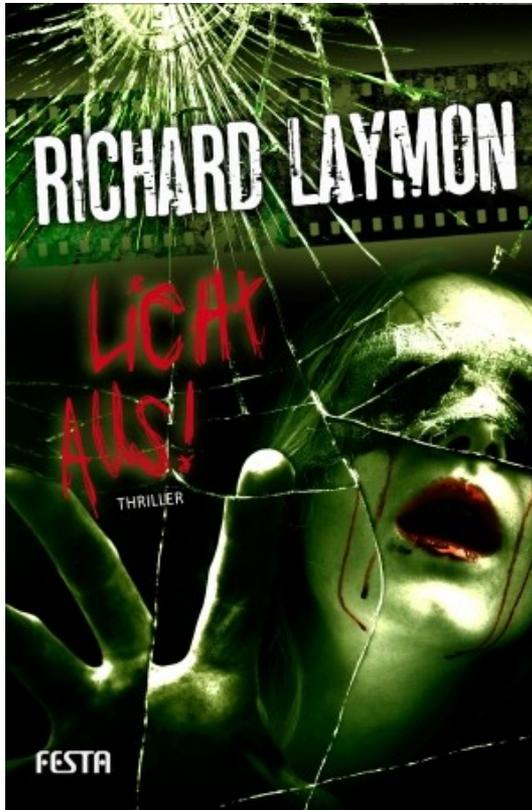


Autor: Lavie Tidhar
Verlag: [Piper Verlag](#)
Umfang: 448 Seiten
ISBN: 9783492702423
Preis: 16,99 Euro

Als die Frau, die er liebt, in seinen Armen stirbt, beschließt Orphan, seine Lucy zu rächen und aus dem Reich der Toten zurückzuholen. Doch seine Reise in die viktorianische Unterwelt ist mehr als riskant: Dort herrscht der Bookman, der gefährlichste Terrorist Londons. Er ist schuld an Lucys Tod und steht kurz davor, das englische Königshaus zu stürzen und eine vernichtende Rebellion über das Reich zu bringen. Orphan beschließt, den Bookman aufzuhalten – und deckt dabei die unglaublichste Verschwörung auf, die das Ewige Empire je gesehen hat ... Lavie Tidhar schöpft aus allem, was Literatur, Steampunk und Science-Fiction zu bieten haben, und schafft damit ein atemberaubendes phantastisches Abenteuer!

Cthulhu Libria

LICHT AUS!



Autor: Richard Laymon

Verlag: [Festa Verlag](#)

Umfang: 272 Seiten

ISBN: 978386521668

Preis: 12,80 Euro

Cthulhu Libria

Als Brit in einem Kino den Film *Schreck, der Vampir* sieht, wundert sie sich: Die junge Frau, der man die Kehle durchschneidet, ist das nicht ihre Freundin Tina? Aber die ist doch keine Schauspielerin!

Brit ahnt noch nicht, dass auch sie bald die Hauptrolle in einem Film spielen wird – in *Schreck, der Inquisitor* ...

DAS GEFLECHT



Es lebt. Es wächst. Es tötet.

Ein stillgelegtes Bergwerk: für Justin und seine Freunde der perfekte Ort, eine verbotene Party zu feiern. Was als Spaß begann, endet in einem Albtraum. Zwei der jungen Draufgänger stürzen in einen tiefen, engen Schacht. Nur eine Frau kann sie retten: Tia Traveen ist Höhlenforscherin, eine der besten – und sie ist blind. Doch kaum hat sie sich in die Tiefe abgeseilt, stürzt hinter ihr der Schachteingang ein.

In dem finsternen Labyrinth beginnt ein Wettlauf gegen die Zeit. Denn dort unten wächst etwas Tödliches. Und irgendjemand setzt alles daran, dass keiner überlebt, um davon zu erzählen.

Autor: Andreas Laudan

Verlag: [Rowohlt Verlag](#)

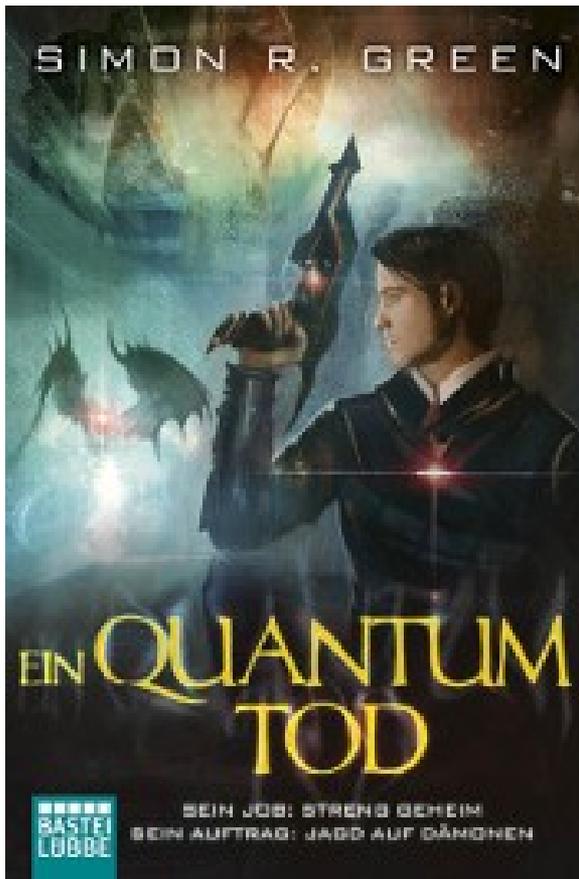
Umfang: 368 Seiten

ISBN: 9783499258480

Preis: 9,99 Euro

Rowohlt Libria

FÜR EIN QUANTUM TOD

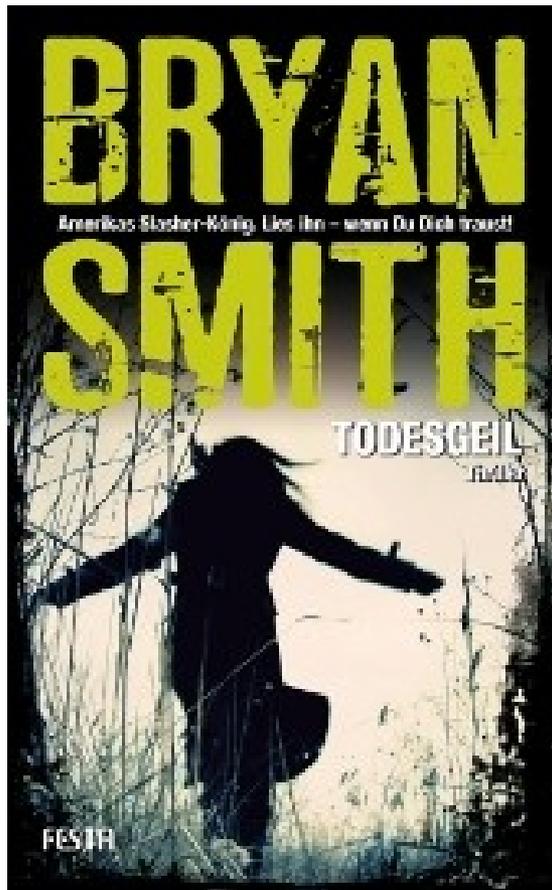


Dämonenjäger Eddie Drood, alias Shaman Bond, hat einige Probleme, denn die Matriarchin der Drood-Familie wurde ermordet – von einem der eigenen Familienmitglieder! Und natürlich verschwenden die Mächte der Dunkelheit keine Zeit diese Situation für sich auszunutzen. Es dauert nicht lange und eine satanische Verschwörung bedroht die Menschheit. Eddie kann jedoch nicht helfen, denn noch immer ist er tot.

Autor: Simon R. Green
Verlag: [Lübbe Verlagsgruppe](#)
Umfang: 509 Seiten
ISBN: 9783404206599
Preis: 8,99 Euro

Cthulhu Lübbe

TODESGEIL



Autor: Bryan Smith
Verlag: [Festa Verlag](#)
Umfang: 352 Seiten
ISBN: 9783865521347
Preis: 13,95 Euro

Cthulhu Libria

Rob denkt an nichts Böses, während er seinen Wagen volltankt, als plötzlich dieses sexy Gothicgirl auftaucht und ihm eine Knarre an den Kopf hält. Sie braucht einen Chauffeur, denn sie verfolgt vier Jugendliche, die über sie gelacht haben. Offenbar will sie die abknallen. Rob versteht die Welt nicht mehr – noch weniger sich selbst, denn unbegreiflicher Weise will er bei ihr bleiben, er will ihr bei den Morden helfen, will sie flachlegen. Denn es tut gut, endlich seine Wut und Lust zu befriedigen ...

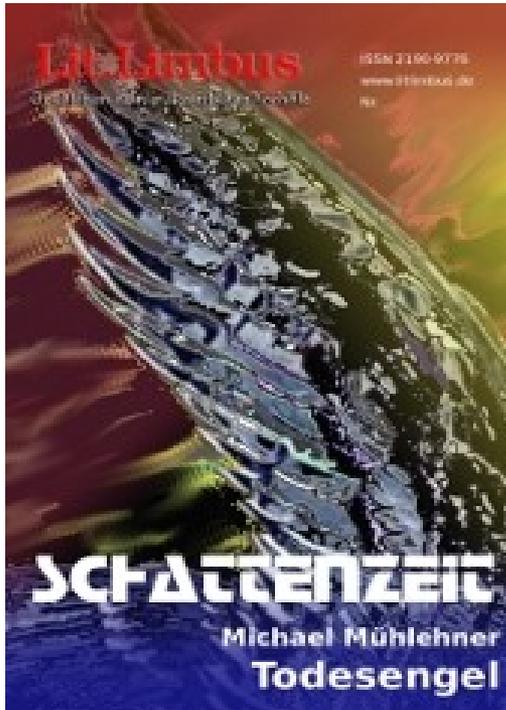


CON-KALENDER 12/13

	Veranstaltung	Termin	Webpräsenz
2012			
Juni	Elster-Con	22.06.2012 bis 24.06.2012	http://www.fksfl.de
	Literaturfest Meißen	06.06.2012 bis 10.06.2012	http://www.literaturfest-meissen.de
Juli	Lomnitz-Con	13.07.2012	http://www.urania-dresden.de/SFClub.html
	Urlaubs-Con	20.07.2012 bis 22.07.2012	http://urlaubsconundmeer.blogspot.de
Oktober	Buchmesse-Con	13.10.2012	http://www.buchmessecon.info
November	Muc-Con	17.11.2012 bis 18.11.2012	http://www.muc-con.de
2013			
April	Euro-Con	12.04.2013 bis 14.04.2013	http://www.eurocon.org.u



SCHATTENZEIT 3: TODESENGEL



Autor Michael Mühlechner hat wieder kräftig in die Tasten gehauen, um Teil 3 von *Schattenzeit* fertig zu stellen. Wie immer wartet auch dieser Text in der literarischen Vorhölle auf seine Leser

Inhalt

Das Sigil ist es, das Race nach New York treibt. Die Zaddikim Joshua und Levy, mystische Rabbiner, haben ihm bereits einmal geholfen - und tun es wieder. Gleichzeitig wütet eine grausame Macht unter den letzten Zaddikim dieses Zirkels. Der finstere Schatten ist auf das Azoth aus und fordert ein Opfer nach dem anderen.

Autor: Michael Mühlechner

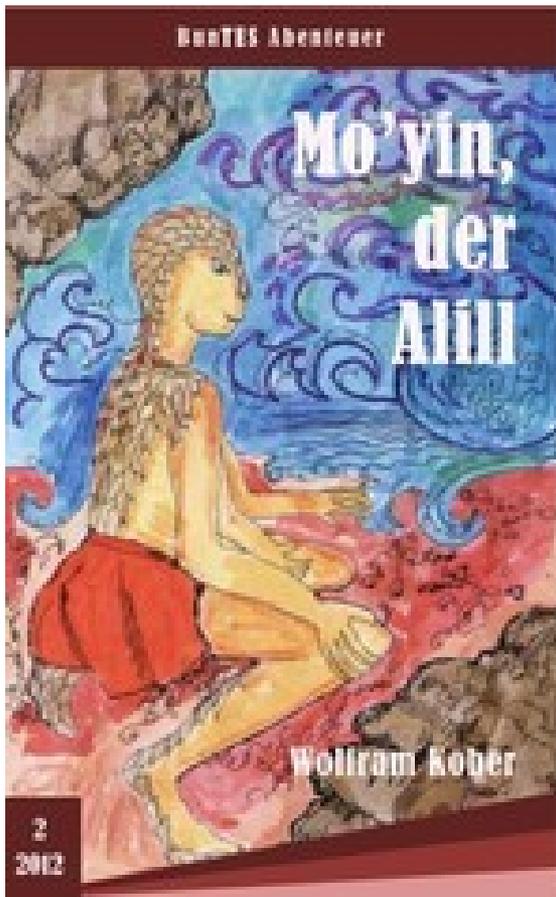
Verlag: [Lit.Limbus](#)

Umfang: 46 Seiten

ISSN: 2190-9776

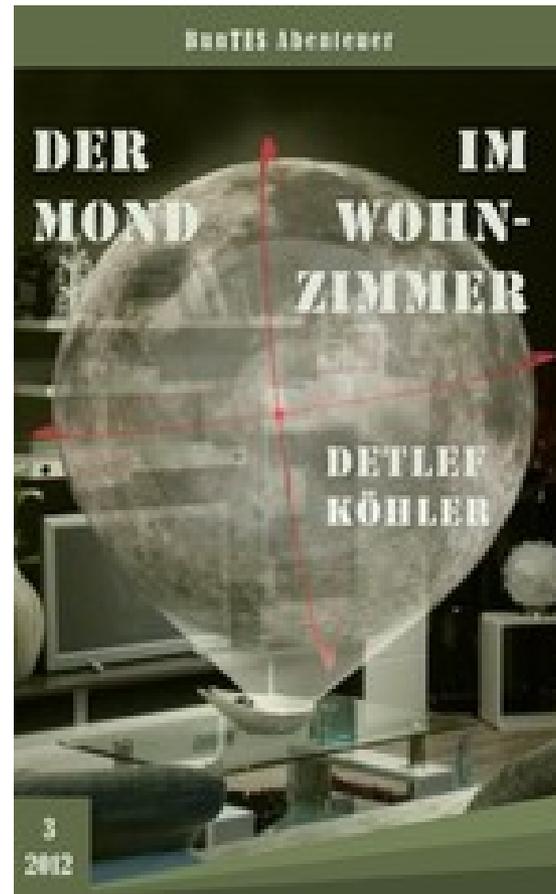
Preis: 3,50 Euro (Nur im Abo. erhältlich)

MO'YIN DER ALILL



Autor: Wolfram Kober
Verlag: [Edition TES](#)
Umfang: 32 Seiten
ISSN: Nicht vorhanden
Preis: 2,00 Euro

DER MOND IM WOHNZIMMER



Autor: Detlef Köhler
Verlag: [Edition TES](#)
Umfang: 30 Seiten
ISSN: Nicht vorhanden
Preis: 2,00 Euro

DER GARTEN DER PERSEPHONE



Autor: Frank W. Haubold
Verlag: [Edition TES](#)
Umfang: 32 Seiten
ISSN: Nicht vorhanden
Preis: 2,00 Euro

DAS JÜNGSTE GERICHT



Autor: Richard Huldseiner
Verlag: [Edition TES](#)
Umfang: 31 Seiten
ISSN: Nicht vorhanden
Preis: 2,00 Euro

XUN 28



Die neue Ausgabe des Phantastik-Magazins XUN glänzt auch dieses Mal nicht nur mit umfangreichen Inhalt, sondern auch Gestalterisch. Das Titelbild und die Illustrationen wurden von Chris Schlicht entworfen, die Titelgeschichte stammt von Alisha Bionda.

Zum Inhalt

Susanne Ulrike Maria Albrecht: Der mystische Vogel

Sabine Barnickel: Bernstein

W. Berner: Nebelmond, Ep. XIX: Verraten ..und verkauft?

Alisha Bionda: Seelenpfand

Krzysztof Dabrowski: Brrüderchen

Mark-Denis Leitner: Morgen sieht die Welt schon anders aus

Autor: Anthologie (Hrsg. Freie Redaktion XUN)

Verlag: [Freie Redaktion XUN](#)

Umfang: 100 Seiten

ISSN: 1862-7552

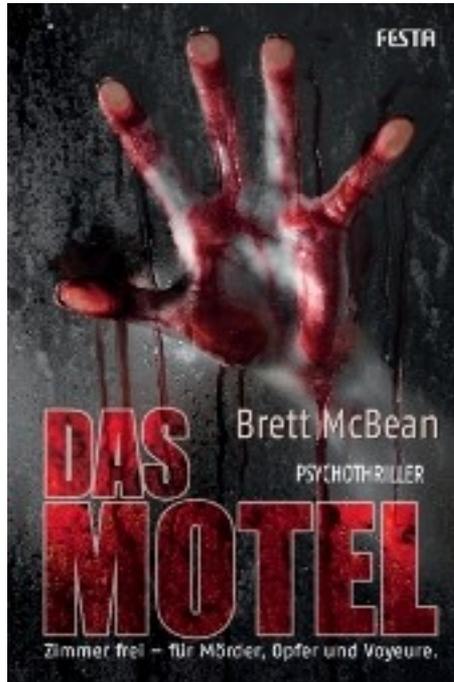
Preis: 4,50 Euro

Cthulhu Libria



REZISCENTER

SCHICKSALHAFTE BEGEGNUNGEN Eine Buchbesprechung von Elmar Huber



Titel: *Das Motel*
Autor: *Brett McBean*
Verlag: [Festa Verlag](#)
Umfang: *380 Seiten*
ISBN: *9783865521477*
Preis: *13,95 Euro*

„Al streckte sich auf dem Bett aus und fragte sich, ob wohl alle Hütten hier so düster waren wie ihre. Die Glühbirne, die an der Decke baumelte, verbreitet einen schwachen Lichtschein. Die Atmosphäre war ziemlich unheimlich, und das Zimmer wirkte auf Al wie eine Mischung aus dem Motel aus „Psycho“ und den Hütten aus „Freitag der 13“.“

Inhalt:

Ausgerechnet am Halloweenabend kreuzen sich die Wege eines Ehepaars auf der Flucht, eines sadistischen Psychopathen samt Opfer und zweier Jugendlicher mit Leiche im Kofferraum im abgelegenen Lodgepole Pine Motel, das von der verwitweten Madge Fraiser betrieben wird.

„Er würde ihr beistehen in dieser Nacht – sie wusste, dass sie noch längst nicht vorüber war. Unglücklicherweise würde diese Nacht noch seltsamer werden. Es war genau wie mit dem Regen. Madge erkannte diese Nächte sofort. Auch das brachte die Erfahrung mit sich.“

Meinung:

Ein entlegenes Motel als Schauplatz blutiger Ereignisse. Wer denkt da nicht an PSYCHO, MOTEL oder HOSTEL. Das Sujet ist also nicht gerade ein Anwärter auf einen Originalitätspreis. Doch kommt es immer darauf an, wie auch bereits bekannte Inhalte verpackt und variiert werden.

Manchmal muss es auch einfach nicht mehr sein. Und in der Tat gefällt DAS MOTEL mit seiner konzentrierten Story, dem straighten Tempo und den teils skurrilen Verknüpfungen der einzelnen Geschichten, die schließlich ins „Lodgepole Pine Motel“ führen. Weiterhin gefällt, dass bei den Personen kein gut/böse-Schema zu erkennen ist. Freilich sind nicht alle Protagonisten hier vom Schlag des Sadisten Wayne, der sein männliches Opfer zwischen den Vergewaltigungen alleine um des Kicks willen immer wieder fast zu Tode würgt. Andere sind eher zufällig in diese Situation geraten, die ab einem bestimmten Punkt keine Umkehr mehr erlaubt und nur noch durch Eskalation beendet werden kann.

Nach dem etwas unkonzentrierten DIE BESTIEN (zumindest in der Festa-Veröffentlichungsreihenfolge, tatsächlich ist THE LAST MOTEL in seiner Urfom wesentlich älter als TORMENT), ist DAS MOTEL wieder ein fokussierter Psychothriller, der mit einer Handvoll Personen an einem abgelegenen Ort reichlich Spannung heraufbeschwört.

Die einzigen Unterbrechungen der nächtlichen Ereignisse sind die Rückblenden, die aufzeigen, wie und warum es jeden der Gäste an diesem Abend ins „Lodgepole Pine“ verschlagen hat. Dabei wird außerdem klar, dass sich alle Anwesenden nicht erst hier getroffen haben, sondern ihre Wege sich bereits früher an diesem Abend berührt haben ohne dass es ihnen bewusst ist. Ein schöner Kunstgriff von Brett McBean, der gar nicht nötig gewesen wäre, dem Roman aber eine zusätzliche Spannungsebene beschert.

THE LAST MOTEL erschien erstmals 2003 bei Biting Dog Publications; Der Festa-Ausgabe liegt die überarbeitete

Version von 2011 (bei LegumeMan Books erschienen) zugrunde.

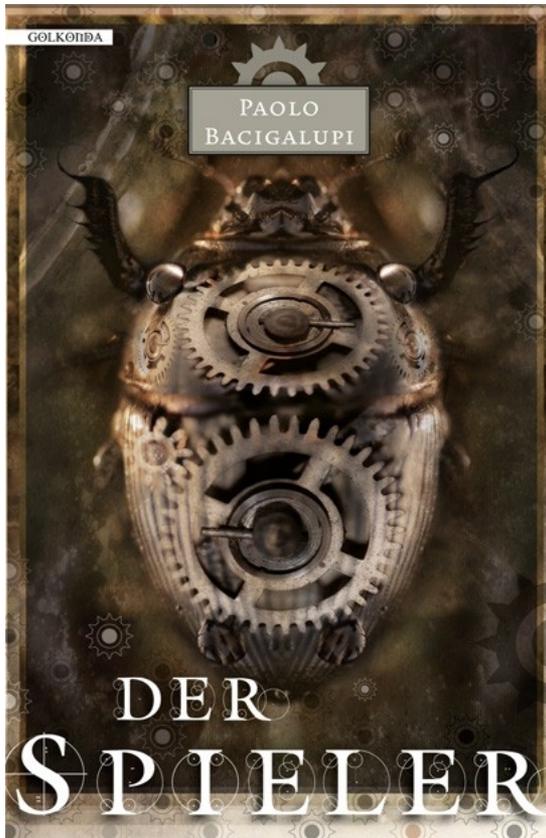
Wie bei den meisten jüngeren Festa-Veröffentlichungen handelt es sich bei dem Coverbild um ein passend ausgesuchtes Stockphoto, dem der Festa-Grafiker das wiedererkennbare Brett Mc-Bean-Layout übergezogen hat. Das hochwertige Taschenbuch ist in „Festa-Lederoptik“ gestaltet.

Fazit:

Wie schon in DIE MUTTER verbindet Brett McBean eine ungewöhnlich konstruierte Thrillerhandlung sowohl mit brutal-blutigen Szenen, als auch mit melancholischen Momenten. Eine außergewöhnliche Mischung, die ihre intensive Wirkung nicht verfehlt.

Auch zu finden unter [LITERRA.INFO](#)

WELTENENTWÜRFE
Eine Buchbesprechung von Benjamin Kentsch



Titel: Der Spieler
Autor: Paolo Bacigalupi
Verlag: [Golkonda Verlag](#)
Umfang: 216 Seiten
ISBN: 9783942396363
Preis: 14,90 Euro

Ein kurzer Einblick:

Ein religiöser Führer existiert nur noch als digitale Kopie, ein Flüchtling kämpft ums Überleben, und ein Journalist wird mit einem völlig neuen Paradigma der Berichterstattung konfrontiert ...

In einer global vernetzten Welt sind die Folgen politischer Entscheidungen, ob sie nun in New York oder Bangkok gefällt werden, in allen Gesellschaftsschichten spürbar. Überkommene Traditionen werden infrage gestellt, Lebens- und Arbeitsverhältnisse neu definiert. Auch wenn wir uns darüber nicht immer im Klaren sind – die Zukunft hat uns längst eingeholt. Und Paolo Bacigalupi erzählt aus dieser Welt von Morgen.

Bewertung:

Mit dem Roman »Biokrieg« (Heyne), der u.a. den Hugo Award und den Nebula Award gewann, wurde Paolo Bacigalupi auch in Deutschland bekannt. Zuletzt erschien hierzulande sein Roman »Schiffsdiebe« (Heyne). Einen Namen hat er sich jedoch zuvor mit Erzählungen gemacht. Sechs der Storys sind im ambitionierten Golkonda Verlag unter dem Titel »Der Spieler« auch in deutscher Übersetzung erhältlich.

Mit überragender Fantasie, einer stilistisch hervorragenden Übersetzung und dem Gefühl eine fremde, aber sehr wohl reale Welt zu besuchen, gelingt es Paolo Bacigalupi mühelos die Faszination seiner Welten, seiner Kreationen fiktiver Zukünfte zu verbreiten und mit ihr zu verzaubern. Dadurch, dass keine 10-seitigen Storys, sondern

Erzählungen vorliegen, darf man die Weltenentwürfe in vollen Zügen auskosten ohne von einem Entwurf, so ausgereift er auch sein würde, in den nächsten zu hasten und zu hüpfen. Dies bekommt nicht nur den Geschichten selbst, sondern auch dem Lesespaß sehr gut. Verbunden mit einer qualitativ hochwertigen Aufmachung, sind nicht nur die Geschichten ein fantastisches Leseerlebnis der intelligenten Art, sondern ist auch das Buch eine wahre Augenweide, das man mit Sicherheit noch öfter in die Hand nehmen wird.

»Die Tasche voller Dharma«: Der Bettlerjunge Wang Jun wird Zeuge eines Mordes und sogleich von den Tätern zu einem Boten gemacht. Wang Jun soll einen Datenwürfel politisch-religiösen Inhaltes einem Fremden überbringen. Er ahnt nicht, dass er soeben in einen Konflikt weltweiten Interesses hineingestolpert ist.

Wang Jun lebt in der chinesischen Metropole Chengdu in den ausufernden Slums. Stets vor Augen hat er den Wohnkomplex der Reichen, der aus lebendem Baumaterial erschaffen, mehr und mehr die Slums zu überwachsen beginnt. In einer Welt der sozialen Ungerechtigkeit und des Überlebenskampfes gelangt Wang Jun an den Datenwürfel, der sein Leben verändern wird. In seiner Hosentasche trägt er brisantes Material, das von vielen Nationen heiß begehrt ist. An ihm ist es zu bewerten, welche ethische und religiöse Entscheidung er treffen soll. Das Wort »Dharma« kommt nicht von ungefähr, sondern ist ein Begriff des Hinduismus und Buddhismus und bedeutet so viel wie ethische und religiöse Verpflichtung.

»Das Flötenmädchen«: Die Biotechnologie kann Einzigartiges, aber auch ebenso Grausames bewerkstelligen. Das Flötenmädchen, das unter der Herrschaft der Madame Belari aufwächst, bekommt diese Macht am eigenen Leibe

zu spüren. Ihre Knochen sind porös, weil sie ausgehöhlt sind. Ihre Glieder sind mit Klappen und Löchern versehen, denn das Flötenmädchen ist eine lebende Flöte. Gemeinsam mit ihrer Schwester, der das gleiche Leid wiederfahren ist, führt sie einen erotischen Tanz auf, während sie einander umschlingen und sich gegenseitig die wundervollsten Töne und Melodien entlocken. Natürlich geht es nur um Geld, um Geld und Macht.

Es stellt sich die Frage nach der ethischen Vertretbarkeit der Anwendung der Biotechnologie auf derart grausame Weise. Ausdiskutiert wird sie nicht, dafür aber auf die gesellschaftliche Struktur einer Welt eingegangen, in der sich nicht das Volk versorgt, sondern ein Machtvertreter alle Fäden in der Hand hält. Die Welt der Madame Belari ist eine Welt der dekanten Reichen und des armen Pöbels, der dankbar sein muss das Leben ermöglicht zu bekommen.

»Der Pascho«: Raphael Ka'Korum kehrt in seine Heimatstadt der Jai, einem Wüstenvolk, zurück, in der er jedoch nur zu Teilen willkommen ist. Einst ist er fortgegangen in die Welt der Keli, die Wasser im Überfluss besitzen, und legte dort seine Ausbildung zum Pascho ab, einem Hüter des Wissens und des Fortschritts. Die Jai aber lehnen das Wissen ab, verharren in ihren starren Strukturen, in denen sie Jahrhunderte überlebten. Doch die Paschos sind geduldig und können warten bis andere Völker ihr Wissen freiwillig annehmen.

Einst wurde das Land durch ungezügelter Fortschritt vernichtet, Völker starben und Seuchen brachen aus. Diese Zeiten sind längst überwunden und der Fortschritt der Technologie wird durch die Paschos verwaltet. In gesunden Portionen wird das Wissen in der Hoffnung verbreitet nicht erneut eine derartige Katastrophe zu erleben, wie sie vor

Jahrhunderten geschah.

»Der Kalorienmann«: Lalji soll mit seinem Boot den Mississippi hinauffahren; mitten in das Kalorienanbaugebiet und dort den Kalorienmann abholen, der von den herrschenden Agrarkonzernen mit allen Mitteln gesucht wird. Ihm, so wird gesagt, kann es gelingen die Monopolstellung der Konzerne brechen. Die fossilen Energien sind aufgebraucht. Monopolisiertes Saatgut wird umgewandelt in Energie und in Hochleistungs-Federwerken gespeichert. Genfledderer und Kalorienschmuggler werden mit aller Härte bestraft. Die Monopolstellung der Konzerne scheint allmächtig zu sein, denn das Überleben der Menschen hängt von dem Saatgut ab. Was aber, wenn diese Monopolstellung gebrochen werden könnte? »Der Kalorienman« spielt in der Welt des Romans »Biokrieg« und erhielt den Sturgeon Award.

»Yellow Cards«: Tranh war einst ein reicher Unternehmer, bis sich das Antlitz der Welt wandelte. Nun lebt er als Yellow Card am Rande der Existenz auf den Straßen Bangkoks, in denen er als Ausländer nicht willkommen und darum stets auf der Hut sein muss sich nicht die Wut der Weißhemden auf sich zu ziehen. Nur mit Glück kann er sich hin und wieder etwas Arbeit verschaffen. Mit Ma, den er einst feuerte, auf die Straße setzte, nun aber kaum Existenzsorgen besitzt, entspinnt sich die Frage: Regiert Schicksal oder das eigene Geschick das Leben und Überleben?

Auch »Yellow Cards« siedelt sich in der Welt von »Biokrieg« an und wurde für den Nebula Award nominiert. Die Monopolstellung der Agrarunternehmen rückt jedoch weit in den Hintergrund, stattdessen konzentriert sich die

Geschichte auf die Entwicklung und Folgen nach dem großen Umbruch, als sich die Welt wandelte.

»Der Spieler« wurde für den Hugo Award und den Nebula Award nominiert: Ong wurde als Kind aus Laos evakuiert, das Land fiel einem Putsch zum Opfer. Er lebt und arbeitet in den USA in der News-Redaktion eines gigantischen Medienunternehmens. Die Quote ist alles. Der Mahlstrom, die Infotainment-Produktion, wird in Realzeit gemessen und mit konkurrierenden Unternehmen verglichen. Mehr Infos, mehr Leser, mehr Quote, mehr Einnahmen: SDS. »Sex, Dummheit und Schadenfreude« lautet das Schlagwort, dass die Masse konsumiert. Echte Nachrichten sind aus der Mode gekommen.

»Der Spieler« besitzt das Potential und die Möglichkeit keine Zukunftsvision zu sein. Zynisch überdrehte und karikativ in Szene gesetzte heutige News-Redaktionen sind immerhin weltweit zu finden. SDS bedient doch in unserer Gegenwart einen Großteil der Bevölkerung, die sich damit auch noch zufriedengibt. Etwas überzogen, etwas zynisch - aber steuern wir nicht direkt darauf zu?

Immer wieder konfrontiert Paolo Bacigalupi den Leser mit Verantwortung von Technologie und Fortschritt und Verantwortung von gesellschaftlicher Entwicklung. Wo stehen wir in diesem Komplex, der unsere Welt ausmacht? In sich geschlossene Geschichten gibt es nicht, stets bleibt eine Lücke offen, die als Aufforderung gesehen werden darf, sich selbst eine Meinung zu bilden, darüber nachzudenken, worauf wir vielleicht zusteuern. Genmanipulation, Gesellschaftssysteme und die Befriedigung des Volkes vermischen sich mit Ethik, Moral und der Verantwortung jedes einzelnen Menschen.

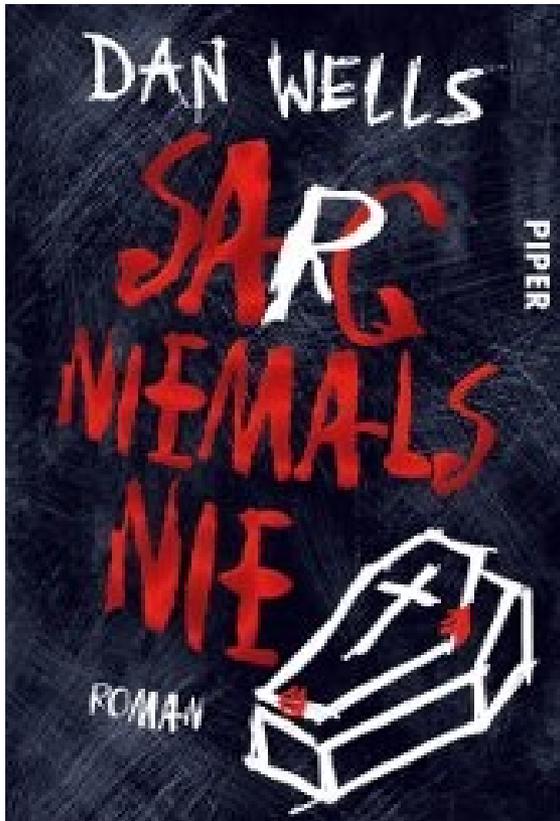
Fazit:

Paolo Bacigalupi hat den Spagat zwischen Spaß am Lesen, ausgereifter Weltentwicklung mit Gesellschaftssystemen, niveauvoller Handlungsentwicklung und der lesereigenen Beurteilung geschafft. Hier stimmt alles, hier gibt es nichts zu bemängeln. Düstere Zukunftsszenarien, blühende und doch unterdrückte Kulturen - wohin werden wir unsere Welt steuern?

5 von 5 Punkten

Auch zu finden unter LEGIMUS.DE

BLUT GELACHT
Eine Buchbesprechung Florian Hilleberg



Titel: Sarg niemals nie
Autor: Dan Wells
Verlag: [Piper Verlag](#)
Umfang: 320 Seiten
ISBN: 9783492268837
Preis: 12,99 Euro

Inhalt:

England, 1817

Frederick Withers hat einen genialen Plan. Nachdem der reiche Geschäftsmann Harry Beard gestorben ist und keine Angehörigen hinterlassen hat, die das beträchtliche Vermögen in Anspruch nehmen könnten, beschließt der Bankangestellte mit Hilfe gefälschter Papiere als Oliver Beard das Erbe anzutreten. Behilflich ist ihm dabei die Nichte des Bankiers Gwendolyn. Zu Übungszwecken fälscht Frederick einige unbedeutende Papiere, doch der Betrug fliegt auf und er wird ins Gefängnis geworfen. Dort stirbt sein Zellengenosse, der Blutige Toby, bald an der Schwindsucht. Als der Totengräber Gustav den Leichnam wegschaffen will, bietet ihm Frederick ein beträchtliches Sümmchen aus der Erbschaft an, die er immer noch anzutreten gedenkt. Dazu muss Gustav ihn nur in einem Sarg aus dem Gefängnis bringen. Der Totengräber erklärt sich tatsächlich dazu bereit. Doch als Frederick auf dem Friedhof von Bath aus dem Sarg steigt bemerkt er, dass sein grandioser Plan einige eklatante Schönheitsfehler aufweist, denn plötzlich stehen ihm fünf schwarzgekleidete Gestalten mit langen Eckzähnen gegenüber und preisen ihn als den Erhabenen. Sämtliche Versuche dieses Missverständnis aus der Welt zu räumen scheitern und so bleibt Frederick nur die Flucht nach London. In der Kutsche lernt er den verwahrlosten Apotheker und verhinderten Dichter John Keats kennen, der ihn fortan auf seinem Weg begleitet. Die Londoner Bank, für dessen Filiale Frederick in Bath gearbeitet hat, und die das Erbe des verstorbenen Harry Beard vertritt, verlangt dessen Leiche zu sehen. Doch als sie beim hiesigen Bestattungsunternehmen vorsprechen ist der Tote bereits verschwunden. In dessen Sarg liegt lediglich

ein Haufen Erde. Offenbar hat der Ghul von Bath, der dort seit Längerem sein Unwesen treibt, die Leiche gestohlen und den Sarg mit Erde gefüllt. Frederick und John bleibt nichts anderes übrig, als nach Bath zurückzukehren und den Ghul zu suchen, der die Leiche hat, die Frederick von dem Vermögen Harry Beards trennt. Doch da gibt es noch ein paar kleine Probleme, denn die Vampire, die Frederick für ihren Erhabenen halten, haben seine Spur bis nach London verfolgt, ebenso wie ein Geheimagent seiner Majestät, Inspector Herrington, seines Zeichens professioneller Vampirjäger. Darüber hinaus mehren sich die Hinweise auf den echten Erhabenen, einen mächtigen Blutsauger, der alles andere als erbaut darüber sein dürfte, dass jemand seinen Titel in Anspruch nimmt.

Meinung:

Nach der Trilogie um den Serienkiller John Cleaver und dem Dark Fantasy-Thriller „Du stirbst zuerst“ ist der vorliegende Roman bereits das fünfte Buch des jungen Schriftstellers Dan Wells. Mit „Sarg niemals nie“ ist dem überzeugten Mormonen ein urkomischer und gleichermaßen unterhaltsamer Vampirroman gelungen, der sich deutlich von seinen ersten Werken unterscheidet. Humorvoll und augenzwinkernd sind alle seine Texte, doch stand der satirische Anteil nie im Vordergrund der Geschichten. Das ist in diesem Fall anders, und bereits auf den ersten Seiten wird deutlich, dass Wells ein überaus humorvoller Mensch ist, dem es im Blut liegt die Leser nicht nur zu unterhalten, sondern auch zum Lachen zu reizen. Die Gags sind glänzend pointiert und folgen im Sekundentakt. Die Geschichte wird aus der Sicht des Kleinganoven und Bankangestellten Frederick Withers erzählt, dessen Plan das

große Geld zu machen gründlich in die Hose geht. Alles was schief gehen kann, geht natürlich auch schief und Dan Wells überzeugt nicht nur mit amüsanten Dialogen voller Wortwitz, sondern auch mit einer guten Portion Situationskomik. Darüber hinaus macht er aufs Schamloseste Gebrauch von der dichterischen Freiheit indem er schriftstellerische Größen des beginnenden neunzehnten Jahrhunderts zu Protagonisten seiner Geschichte macht. So wurden Mary Shelley und John Keats sicherlich noch nie charakterisiert, und es ist einfach herrlich erfrischend zu lesen wie die beiden, gemeinsam mit Frederick Withers, von einem Fettnäpfchen ins nächste treten. Die Sprache entspricht zwar nicht immer unbedingt den Gepflogenheiten der damaligen Zeit, lässt sich dafür aber sehr flott und flüssig lesen. Inspector Herrington schließlich ist der Prototyp des fanatischen Vampirjägers, der stur seiner Überzeugung folgt, selbst wenn sämtliche Fakten gegen seine vorgefertigte Meinung sprechen. Die Vampire sind dabei fast nur schmückendes Beiwerk und können dem Leser fast leidtun. Die eigentlichen Blutsauger befinden sich allerdings auch in diesem Roman eigentlich ganz woanders. Ein überaus kurzweiliger und amüsanter Vampirroman, dessen Plot sich wohltuend von Wells' bisherigen Werken abhebt.

Aufmachung:

Der „rough cut“ genannte Rauschnitt des Buches ist mittlerweile zum Markenzeichen für die Romane von Dan Wells geworden. Das Paperback aus dem Piper-Verlag liegt außerdem gut in der Hand, besitzt einen gefälligen Satzspiegel und hat eine angenehme Schriftgröße. Das Papier ist hochwertig und sehr stabil. Ideal auch als

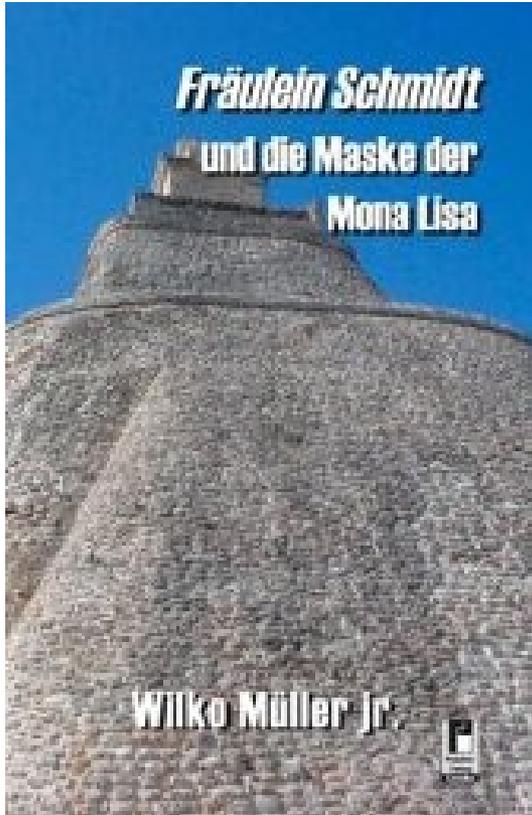
Urlaubslektüre.

Fazit:

Herrlich schräg und wundervoll absurd. Eine grandiose Satire über eine vermurkste Erbschaft, eigenwillige Dichtkunst und blutrünstige Vampire. Saukomisch und höchst unterhaltsam.

Auch zu finden unter [LITERRA.INFO](#)

DAS ENDE NAHT!
Eine Buchbesprechung von Eric Hantsch



Titel: Fräulein Schmidt und die Maske der Mona Lisa

Autor: Wilko Müller jr.

Verlag: [Projekte Verlag Cornelius](#)

Umfang: 139 Seiten

ISBN: 9783862374939

Preis: 8,80 Euro

Passend zum aktuell bevorstehenden Weltuntergang sind die Kino- und Fernsehprogramme voll mit themenbezogenen Material; und in den Buchhandlungen häufen sich Schriftwerk um Schriftwerk dazu. Einen recht „besinnlichen“ Beitrag zur Apokalypse hat Wilko Müller jr. *Mit Fräulein Schmidt und die Maske der Mona Lisa* abgeliefert; durch seinen recht unauffällige Titel dürfte das Bändchen aber nur den wenigsten ins Auge fallen. Die Story währenddessen, ist durchaus gefällig verfasst und verdient eine breitere Leserschaft!

Die Geschichte beginnt mit einem geradezu banalen Vorfall: Der etwas schrulligen Antiquar Franz Wichoski findet in einem Werk über Renaissancemaler eine vergilbte Notiz, verfasst in Sütterlin. Der ist nicht gleich zu entziffern und so legt er ihn mit dem Vorsatz beiseite in Kürze sich damit näher befassen zu wollen – und vergisst diese Absicht prompt.

Ein fremder Kunde, der einige Tage später den Laden betritt und den Eindruck eines Gehetzten Tiers macht, verlangt überraschend eben jenes Buch, in dem die Notiz versteckt lag, was Wichowski wieder an deren Existenz erinnert. Dass der Fremde jedoch weniger an dem Buch, als der ominösen Notiz darin Interesse hat, wird dem Antiquar erst klar, als der Kunde im Park gegenüber des Ladens den Band fahrig zu durchsuchen beginnt. Als er das Gewünschte nicht findet, stürmt er zurück zu Wichoski, der ihn mit gemischten Gefühlen erwartet – doch zu einem erneuten Zusammentreffen kommt es nicht mehr; wird der Fremde doch mitten in seinem Lauf von einem Bus in die ewigen Jagdgründe geschickt. Was es mit dem Dokument wirklich auf sich hat, muss Franz Wichowski bald mit Schrecken feststellen, scheint sich daran doch ein bestimmter, ein göttlicher Plan zu vollenden. Nichts ist so, wie es zu sein

scheint. Das gilt auch für seine einzige Angestellte Fräulein Schmidt, die ein doppeltes Spiel spielt; nicht zu vergessen die Machenschaften der dubiosen Loge des Weißen Lichtes: Eine Geheimgesellschaft, die den Weltuntergang erwartet. Und genau um den geht es auch, will man den Maya Kalender richtig interpretiert haben. Am 21. Dezember 2012 soll die Welt enden. In diesem Spiel um das Fortbestehen der Welt ist dem Antiquar eine besondere Rolle zugeordnet, eine Rolle, die er nur widerwillig spielen bereit ist.

Drüber geschaut:

Schnell wird ersichtlich, dass sich Wilko Müller jr. recht intensiv mit dem Thema beschäftigt hat und daraus ein Süppchen gekocht hat, das durchaus mündet. Die Geschichte strotzt nur so vor Andeutungen auf bekannte Buch- und Filmtitel, seien es nun die Ergüsse von Dan Brown (wenn es um Geheimgesellschaften geht) oder Streifen wie *2012*. Diese alles findet auch augenzwinkernderweise Eingang in den Band, ohne dass dabei das gebotene Maß an Ernsthaftigkeit ins Hintertreffen gerät. Zwar greift der Autor auch auf die altbekannte Mayaprophezeiung zurück, was allerdings auf recht ausgefallene Weise geschieht und für den Leser überraschend kommt.

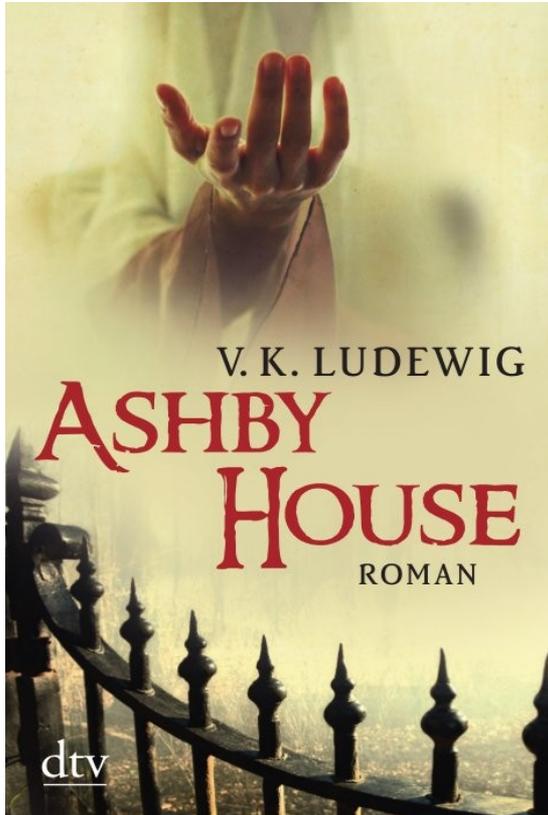
Immer wieder blitzen im Plot kleine Neckischkeiten durch, die zu dem ein oder anderen Lächeln verleiten dürften. Außerdem wurde mit Antiquar Wichowski und der kaltschnäuzigen Fräulein Schmidt zwei Charaktere geschaffen, die so gut zusammenpassen wie Feuer und Wasser. Neben dem erwähnten Mayastoff fließen noch einige andere, raffiniert aufgearbeitete Elemente (z.B. Leonardo da Vinci und sein Wissen über den drohenden

Exodus für die Menschheit; nicht zu vergessen das Lächeln der Mona Lisa, mit dem es eine besondere Bewandnis hat). Wilko Müller jr. formt einen wahren Mythos, der sich durch die verschiedensten Zeitepochen zieht und der Story einige Punkte mehr an Spannung einbringt. Der Plot vollzieht sich stringent und gut durchdacht; an Rechercharbeiten, das ist deutlich spürbar, wurde nicht gespart. Sowohl Anfang und Mittelteil wurden umfangreich ausgestattet und versorgen den Leser auf unauffällige Weise mit den nötigen Hintergrundinformationen, ohne dabei zu belehren oder zu langweilen.

Das Finale findet dann auch in den Ruine Uxmal statt, wo sich die wahre Natur Fräulein Schmidts zeigt. Unterschwellig dürfte der Leser schon ahnen, auf was es hinausläuft; dem Autor gelingt aber gut, die Spannung bis auf die letzten Seiten zu halten. *Fräulein Schmidt und die Maske der Mona Lisa* ist somit ein kurzweiliges und spannendes Werk, das man vor dem Ende der Welt unbedingt noch lesen sollte!

Auch zu finden unter DERDUNKLEPLANET.DE

MAUERWERK ZUM FÜRCHTEN
Eine Buchbesprechung von Alisha Bionda



Titel: Ashby Haus
Autor: V. K. Ludewig
Verlag: [DTV Verlag](#)
Umfang: 320 Seiten
ISBN: 9783423213516
Preis: 9,95 Euro

Ashby House wurde 1845 von den Geschwistern Lady Deborah Ashby und ihrem Stiefbruder Sebastian Branwell, erbaut. Um das Anwesen ranken sich sonderbare Geschichten, so sollen die Geschwister alchemistische Experimente durchgeführt haben und in dem Turmzimmer des Anwesens sollen Menschen verschwunden sein – so auch nach fünfundvierzig Jahren die beiden Geschwister spurlos.

Die bekannte Fotografin Lucille Shalott, seit einem Unfall an den Rollstuhl gefesselt, erwirbt in der Gegenwartshandlung Ashby House und zieht mit ihrer Schwester Laura Shalott, mit der sie eine Hasssiebe verbindet, von Los Angeles nach England auf das neu erworbene Anwesen. Lucille ist die vermögendere der beiden Schwestern, Laura das „Aschenputtel“, das sich nie aus dem Schatten der berühmten Schwester befreien konnte. Die auch optisch gegensätzlichen Schwestern, sind jede auf ihre Weise schön, beide aber nicht gerade von rein positivem Charakter. Lucille, die eiskalte Blondine und Laura ihre berechnender Gegenpart. So will es zumindest scheinen.

Ashby House empfängt sie kalt und mit einem alten Geheimnis.

Als Bedienstete stehen den beiden Schwestern der Butler Steerpik zur Seite, der von atemberaubender Schönheit ist, aber leider für die Damenwelt verloren, da er Männer liebt, und eine ältere Köchin.

Laura hat es sofort auf Steerpik abgesehen, muss aber bald feststellen, dass sie aufgrund seiner Neigungen keine Chance bei ihm hat. Sie bezieht Lady Ashbys ehemaliges Zimmer und quartiert Steerpik im Nebenraum ein (ehemals Lord

Ashbys Zimmer).

Laura findet ein sonderbares Notizbuch von Lady Ashby mit merkwürdigen Angaben über Kinder. Bei einem Eintrag, neben dem eine weißblonde Locke klebt, befällt Laura großes Unbehagen – der Name des Mädchens: Lucy Gray.

Wurden in Ashby House unrechschaffende gar alchemistische Versuche an Kindern durchgeführt?

Laura beobachtet durch zwei Gucklöcher in einer Wand ihres Zimmer wie sich Steerpikie mit einem Mann vergnügt und weiß somit, dass sie die „Bemühungen“ um ihn getrost einstellen kann.

Dafür stimmt die „Chemie“ sofort zwischen ihr und Hector Slasher (elegant und gut aussehend), dem Besitzer des Pubs „Star Inn“, für den sie sich mehr und mehr erwärmt, was dieser auch geschickt zu nähren weiß.

Es gelingt nicht, Ashby House, trotz einheizens, in anheimelnde Wärme zu tauchen. Das Haus strahlt eine geradezu feindselige Aura auf die neuen Bewohner aus. Steerpikie und Laura wollen dem Geheimnis das in diesen Mauern verborgen zu sein scheint auf den Grund gehen und inspizieren den zweiten Stock mit dem berühmten Turmzimmer, das sonderbarerweise von außen nicht zu sehen ist. Sie finden die Ausstattung erstaunlich edel und luxuriös vor und stoßen auf ein sonderbares Klassenzimmer und ein Bodenmosaik, das die Ashby-Geschwister mit einem Dutzend Kindern zeigt.

Immer deutlicher wird ihnen allen gewahr: Mit Ashby House stimmt etwas nicht.

Laura wird mehr und mehr von Alpträumen heimgesucht. Dann verschwindet auch noch Lucille und es stellt sich immer deutlicher die Frage: Was geschieht in dem geheimnisvollen Turmzimmer, in dem auch die Gesetze der Zeit ausgeschaltet zu sein scheinen.

Befindet sich dort ein Tor zu einem Zeittunnel?

Ist dort Lucille verschwunden? Oder will sie gar mit einem inszenierten Abgang den ihres großen Idols Greta Garbo nachahmen?

Steerpikie wiederum verehrt Lucille, daher verspricht er Laura, ihr bei der Suche nach ihrer Schwester zu helfen.

Laura findet Aufzeichnungen von Lucille, die darauf schließen lassen, dass sie an ihrer Autobiografie schreiben wollte und dass Lucille Ashby House gezielt gekauft hatte.

Laura fragt sich, wie viele ihrer eigenen Geheimnisse ihre Schwester lüften wollte, neben dem des Unfalls, den Lucille erlitten hatte. Aber auch die Tatsache, dass Lucille wohl einen Film über Chris, das ehemalige Licht-Double der Garbo, das ebenfalls in Ashby House spurlos verschwunden sein soll, drehen wollte, gibt Rätsel auf.

Dann taucht auch noch der US-Schauspieler Stephen Steed auf, der nach Lucille sehen will ... und Ashby House entwickelt ein immer groteskeres Eigenleben.

Es wird immer turbulenter, als Steed ebenfalls in dem Turmzimmer verschwindet – und auch Hector Slashers Interesse scheint nicht nur an Laura zu existieren. Auch er verfolgt eigene Pläne ...

So viel zum Inhalt des Romanes, der von der ersten bis zur letzten Seite zu überzeugen weiß und in der Tradition des alten „Schauerromans“ daherkommt.

Der Autor führt darüber hinaus als kleines Schmankerl kurze Dialoge mit dem Leser, bindet ihn somit in die Handlung ein, die in vier Abschnitte aufgeteilt ist. V.K. Ludewig schreibt schnörkelos, unterhaltsam und spannend bis zum Finale. Der Roman erweist sich als wahrer Pageturner ohne jegliche Längen.

Die Faustformel: Ein altes Haus mit düsterem Geheimnis, zwei konträre Charaktere (in dem Fall die beiden Schwestern) und ein wenig Sex geht auch hier wieder einmal auf.

Auch die Aufmachung des Werkes ist ohne Fehl und Tadel: Papier, Satz und Lektorat sind erstklassig.

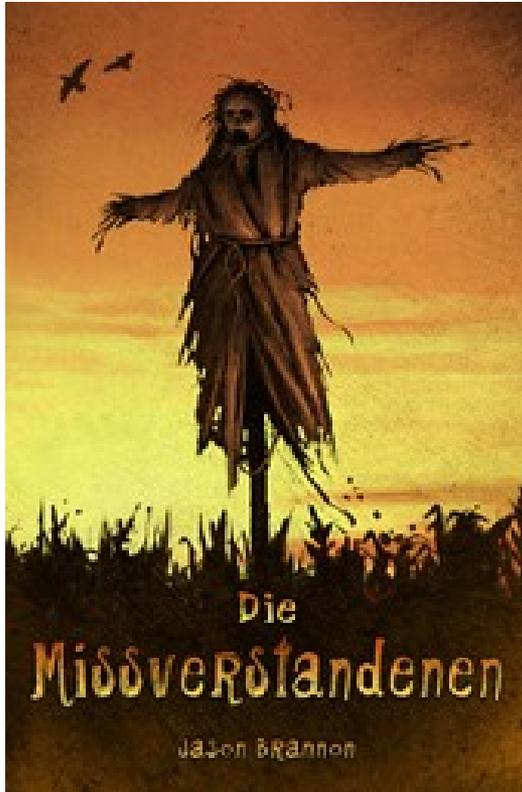
Fazit:

Schnörkelos, unterhaltsam, geheimnisvoll und spannend – absolut empfehlenswert.

Auch zu finden unter [LITERRA.INFO](#)

**BLASSER SCHRECKEN, UNVORHERSEHBARER
HUMOR**

Eine Buchbesprechung von Elmar Huber



Titel: Die Missverständenen

Autor: Jason Brannon

Verlag: [Basilisk Verlag](#)

Umfang: 100 Seiten

ISBN: 9783935706544

Preis: 10,00 Euro

"Heute war der Tag, an dem man Vogelscheuchen aus alten Kleidern und Heu herstellte, heute vor vier Jahren hatten George und Cynthia auf der Farm angefangen. (...) doch er hielt es für unsinnig, weil keine der Scheuchen der vergangenen drei Jahre ihren Zweck erfüllt hatte. Der jüngste Kadaver auf dem Feld hinter dem Gehöft diente als weiterer Beweis dafür."

Inhalt:

OBACHT VOR DEM TODESENGEL

Das erste Halloween für Martha und Wallace in ihrem neuen Wohnort Smith's Junction gestaltet sich reichlich seltsam. In letzter Minute will Wallace auf dem Nachhauseweg von der Arbeit einige Süßigkeiten für die umherziehenden Kinder besorgen. Doch die Süßigkeitenregale des Supermarkts sind noch prall gefüllt. An der Fleischtheke stattdessen entbrennt ein grotesker Wettstreit um die letzten Stücke.

DIE MASCHINERIE DER UNENDLICHKEIT

Das hätte sich Ashley Dobbs nicht träumen lassen, als sie für das geplante Interview bei Lucas Blake eintrifft. Der alte Herr glaubt tatsächlich, dass seine Uhren mit dem Schicksal der Welt verbunden sind, ja es sogar steuern. Und er ist bereit, Ashley davon zu überzeugen.

FOLGT DEM FÜHRER

Seine Schlaflosigkeit treibt ihn hinaus in die Nacht. An der Ecke steht eine schwarzgekleidete Gestalt, die ihm bedeutet, ihr zu folgen. Immer mehr Menschen scharen sich um den Führer um dessen Anweisungen zu folgen. Er kann es kaum

erwarten, in einer der folgenden Nächte selbst der Führer zu sein.

DER WEG NACH EDEN

Als alles andere versagt, seinen Krebs zu besiegen, schleppt Becca ihren Bruder Connor schließlich in die Kirche von Reverend Webster, der eine sehr eigene Methode der Heilung praktiziert. Der Glauben ist dort der Schlüssel zur Heilung. Doch zuerst muss Connor zum Glauben gebracht werden.

DER VIERTE SCHLÜSSEL

Bereits in ihrer ersten Nacht in dem neuen Haus beginnt Gina schlafzuwandeln. Dabei holt sie sich immer zuerst den neuen Schlüsselbund und versucht mit dem vierten Schlüssel, der an keine Tür im Haus zu passen scheint, eine unverschlossene Schranktür aufzuschließen.

DIE ORAKEL

Das Projekt, in dem Brian tätig ist, beschäftigt sich damit, die „Sprache“ von Neugeborenen zu entschlüsseln. Glaubt man den Analysen, wiederholen die beteiligten Babys ständig dasselbe Datum. Das Datum, an dem Brians eigenes Kind auf die Welt kommen soll.

DER GAUKLER

Als Rich seine Freundin mit einer Überdosis in ihrer Wohnung findet, rät ihm sein Freund, sie zu dem Gaukler zu bringen. Dieser kann ihr angeblich ihre „Krankheit“ abnehmen, doch im Austausch muss dem Gaukler ebenfalls ein Gebrechen abgenommen werden.

MOTHER MARY

Die Tankstelle – „Mother Mary’s“ - sieht für Liz aus, als hätte hier schon mindestens 100 Jahre niemand mehr Halt gemacht. Auch der altersschwache Kassierer scheint ein seltsamer Kauz zu sein. Und auch die Gratiswäsche als angeblich 25ster Kunde des Tages bleibt nicht die einzige Überraschung

DIE MISSVERSTANDENEN

Bereits seit mehreren Tagen wird das Vieh auf George und Cynthias Weide gerissen. Nie ist auch nur ein Ton zu hören. Zuerst hat George die Sekte in Verdacht, die gerüchteweise im nahen Wald ihre Zeremonien feiern, doch dann beginnen plötzlich die Vogelscheuchen, sich zu bewegen.

„Der Kadaver an sich erschreckte weniger, als das, was in dem bereits von Larven überwucherten Fleisch steckte. Anderswo wäre es ihm gleichgültig gewesen und nicht folgenschwer vorgekommen – aber was hatte ein Bündel Heu im stinkenden, dampfenden Gedärm eines Wiederkäuers zu suchen?“
(DIE MISSVERSTANDENEN)

Meinung:

Obwohl Jason Brannons Ideen – wenn auch oft Variationen altbekannter Themen –durchgehend gefallen, hat man stets das Gefühl, dass hier mehr drin gewesen wäre, hätte der Autor seinen Geschichte nur mehr Zeit gelassen, sich zu entwickeln. Nach einem gelungenen Auftakt verflachen die meisten Beiträge zusehends, um dann in einem uninspirierten und hastigen Finale zu enden. Fast als wäre es eine lästige Pflicht, die Geschichten befriedigend zu

Ende zu bringen. Löbliche Ausnahme im vorderen Teil der Sammlung: Der bizarre Real-Horror FOLGT DEM FÜHRER.

Nach hinten nimmt die Qualität der Geschichten kontinuierlich zu. MOTHER MARY hat bereits ausreichend Raum, um zu wirken. Das Highlight ist dann schließlich die abschließende Titelstory DIE MISSVERSTANDENEN, in dem der eigentliche Schrecken zwar auch blass bleibt, der unvorhersehbare Humor das aber mehr als ausgleicht.

Die Originalausgabe THE MISSUNDERSTOOD enthält neun Kurzgeschichten, die alle bereits zuvor in Magazinen, Anthologien oder online erschienen sind.

Das Vogelscheuchen-Titelbild von Benjamin König orientiert sich motivmäßig an dem Cover der US-Originalausgabe. Das macht Sinn, denn schließlich sind die Vogelscheuchen die zunächst missverstandenen Helden der Titelstory. Die Verarbeitung des Büchleins lässt leider etwas zu wünschen übrig, denn bereits nach dem Auspacken beginnt sich die Glanzbeschichtung vom Umschlag zu lösen.

Die Kindle-Version der englischen Originalausgabe ist übrigens auf Amazon.com gratis zu haben.

Fazit:

Alle, die von WINDS OF CHANGE (Basilisk-Verlag) enttäuscht waren, sollten Jason Brannon hiermit noch einmal eine Chance geben. Auch wenn die meisten Geschichten überhastet wirken, ist eine merkliche Steigerung innerhalb der Sammlung erkennbar.

Auch zu finden unter LITERRA.INFO



VORSCHAU 12/13

ATLANTIS VERLAG

Allgemeine Reihe: Lasst die Toten ruhen - Anthologie (Hrsg. Oliver Kotowski), ca. 350 Seiten, **Ende Mai/Anfang Juni 2012**

Allgemeine Reihe: Kaiserkrieger: Der Aufstand - Dirk van den Boom, ca. 220 Seiten, **Ende Mai/Anfang Juni 2012**

Allgemeine Reihe: Der Ruul Konflikt 3: In dunkelster Stunde - Stefan Burban, ca. 280 Seiten, **Ende Mai/Anfang Juni 2012**

Allgemeine Reihe: Trinity - Kevin J. Anderson, ca. 290 Seiten, 2012

Allgemeine Reihe: Kalte Spur - Martin Kay, ca. 408 Seiten, **Juni 2012**

Allgemeine Reihe: Liaden – Showdown für Clan Corval - Sharon Lee & Steve Miller, 220 Seiten, Juni 2012

Allgemeine Reihe: Der Janus-Spalt - Harald Jacobsen, ca. 240, Sommer 2012

Allgemeine Reihe: Der schwarze Atem Gottes - Michael Siefener, 370 Seiten, Sommer 2012

Allgemeine Reihe: Tentakelwacht - Dirk van den Boom, ca. 240 Seiten, Sommer 2012

Allgemeine Reihe: Jack's Magic Beans - Brian Keene, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Allgemeine Reihe: Sherlock Holmes und der Herr des Dschungels - Philip José Farmer, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Allgemeine Reihe: Die Stadt ohne Wiederkehr - E.C. Tubb, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Allgemeine Reihe: Flucht ins Weltall - E.C. Tubb, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Edition Atlantis: Lasst die Toten ruhen - Anthologie (Hrsg. Oliver Kotowski), ca. 350 Seiten, **Ende Mai/Anfang Juni 2012**

Edition Atlantis: Kaiserkrieger: Der Aufstand - Dirk van den Boom, ca. 220 Seiten, **Ende Mai/Anfang Juni 2012**

Edition Atlantis: Der Ruul Konflikt 3: In dunkelster Stunde - Stefan Burban, ca. 280 Seiten, **Ende Mai/Anfang Juni 2012**

Edition Atlantis: Trinity - Kevin J. Anderson, ca. 290 Seiten, 2012

Edition Atlantis: Kalte Spur - Martin Kay, ca. 408 Seiten, **Juni 2012**

Edition Atlantis: Der Janus-Spalt - Harald Jacobsen, ca. 240 Seiten, Sommer 2012

Edition Atlantis: Der schwarze Atem Gottes - Michael Siefener, 370 Seiten, Sommer 2012

Allgemeine Reihe: Tentakelwacht - Dirk van den Boom, ca. 240 Seiten, Sommer 2012

Edition Atlantis: Jack's Magic Beans - Brian Keene, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Edition Atlantis: Sherlock Holmes und der Herr des Dschungels - Philip José Farmer, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Edition Atlantis: Die Stadt ohne Wiederkehr - E.C. Tubb, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Edition Atlantis: Flucht ins Weltall - E.C. Tubb, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

BASILISK VERLAG

Der Primus - Patrick J. Grieser, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

BEGEDIA VERLAG

Die Macht der Schergen - Ben B. Black, 320 Seiten, Mai 2012

Ruinenwelt - Matthias Falke, 360 Seiten, Mai 2012

BLITZ VERLAG

Paperback Thriller Band 6: Crash - Andy Letta, 224 Seiten, November 2012

Paperback Thriller Band 7: Die Stimme einer Toten - Olaf Kemmler, 384 Seiten, August 2012

Paperback Band 10: Der Erlöser von Chicago - Wayne Allan Salle, 352 Seiten, August 2012

DUMONT BUCHVERLAG

Niceville: Die Rückkehr - Carsten Stroud, Seitenanzahl noch unbekannt, ca. Februar 2013

Niceville: Der Aufbruch - Carsten Stroud, Seitenanzahl noch unbekannt, ca. Februar 2014

EDITION PHANTASIA

K.u.K.: Totenlachen im Schlaf - Eugen Egner, 134 Seiten, Juli 2012

K.u.K.: Die Geheimnisse von Winterhurn - Joyce Carol Oates, ca. 800 Seiten, **Oktober 2012**

Phantasia Paperback Horror 3011: Schatten des Baumes - Piers Anthony, ca. 400 Seiten, **Juni 2012**

Phantasia Paperback Pulp Fiction 5002: Belsazars - Robert E. Howard, ca. 170 Seiten, Mai 2012

Sammlerausgabe: Nachbrenner - Myra Çakan, ca. 270 Seiten, Juni/Juli 2012

Sammlerausgabe: Sweeney Todd – Der dämonische Barbier der Fleet Street - James Malcom Rymer, ca. 450 Seiten, **Juli 2012**

Sammlerausgabe: 16 Bohnen - Harry Stephen Keeler, ca. 320 Seiten, **August 2012**

ELOYEDITIONS

Dhormenghruul - Malte Schulz-Sembten, ca. 220 Seiten, 2012

Zwielicht 3 - Anthologie (Hrsg. Michael Schmidt), Seitenanzahl noch unbekannt, Frühjahr 2012

FABYLON VERLAG

Ars Litterae Band 8: Snakewomen und andere phantastische Geschichten - Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda), 200 Seiten, August 2012

Ars Litterae Band 9: Das Familienritual - Barbara Büchner, 200 Seiten, September 2012

Ars Literae Band 10: Die Knochenkirche - Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda), 200 Seiten, März 2013

Ars Literae 11: Erben der Luna - Alisha Bionda, Tanya Carpenter & Guido Krain, 200 Seiten, September 2013

Ars Literae Band 12: Meerkatzen - Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda), 200 Seiten, September 2013

Meisterdetektive 2: Sherlock Holmes taucht ab - Tobias Bachmann und Sören Prescher, 200 Seiten, September 2012

Meisterdetektive 3: Sherlock Holmes und die Tochter des Henkers - Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda), 200 Seiten, November 2012

Meisterdetektive 4: Sherlock Holmes und das verschwundene Dorf - Barbara Büchner, 200 Seiten, Mai 2013

Steampunk 1: Steampunk I - Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda), 200 Seiten, Juni 2012

Steampunk 2: Steampunk-Erotics - Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda), 200 Seiten, Juni 2012

Steampunk 3: Argentum Noctis - Guido Krain, 200 Seiten, Dezember 2012

Steampunk 4: Die Prophezeiungen von London - Sören Prescher, 200 Seiten, Juni 2013

Steampunk 5: Die Secret Intelligence ihrer Majestät - Thomas Neumeier, 200 Seiten, Dezember 2013

FEDER & SCHWERT VERLAG

Die zerbrochene Puppe - Judith & Christian Vogt, ca. 400 Seiten, 28. September 2012

Das Haus des Hirsches - Kage Baker, ca. 384 Seiten, 28. September 2012

FESTA VERLAG

Crime 1: Der Kopffjäger - Michael Slade, ca. 544 Seiten, 4. Quartal 2012

Crime 2: Eiskalt erwischt - Dan Simmons, ca. 336 Seiten, 4. Quartal 2012

Crime 3: Der Ghoul - Michael Slade, ca. 544 Seiten, 4. Quartal 2012

Horror TB 1542: Haus der bösen Lust - Edward Lee, ca. 352 Seiten, Juni 2012

Horror TB 1543: Die Sünder - Brett McBean, ca. 380 Seiten, Ende Juli 2012

Horror TB 1544: Bighead - Edward Lee, ca. 336 Seiten, August 2012

Horror TB 1545: Verseucht - Tim Curran, 380 Seiten, Ende August 2012

Horror TB 1546: Das Atmen der Bestie - Graham Masterton, ca. 256 Seiten, September 2012

Horror TB 1547: Creekers - Edward Lee, ca. 336 Seiten, Oktober 2012

Horror TB 1548: Irre Seelen - Graham Masterton, ca. 400 Seiten, Dezember 2012

Horror TB 1549: Flesh Gothic - Edward Lee, ca. 420 Seiten, Dezember 2012

Necroscope HC Band 12: Entweiht - Brian Lumley, ca. 700 Seiten, ca. Dezember 2012

GOLKONDA VERLAG

Paperback Reihe: Nimmèrya 1: Geschichten aus Nimmèrya - Samuel R. Delany, ca. 350 Seiten, **Ende Mai/Anfang Juni 2012**

Paperback Reihe: Psycho - Robert Bloch, ca. 200 Seiten, September 2012

Paperback Reihe: Sardor 1: Der Flieger des Kaisers - Thomas Ziegler, ca. 148 Seiten, Herbst 2012

Paperback Reihe: Hellboy 1: Medusas Rache - Anthologie (Hrsg. Christopher Golden), ca. 248 Seiten, Herbst 2012

Paperback Reihe: Captain Future 2: Erde in Gefahr - Edmond Hamilton, ca. 192 Seiten, Herbst/Winter 2012

Paperback Reihe: Sardor 2 - Thomas Ziegler, Seitenanzahl noch unbekannt, Frühjahr 2013

Paperback Reihe: Die Straße der Toten - Joe R. Lansdale, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Paperback Reihe: Sardor 3 - Thomas Ziegler/Markolf Hoffmann, Seitenanzahl noch unbekannt, Frühjahr 2013

Sammlerausgaben: Hiobs Spiel 3: Verlierer - Tobias O. Meißner, ca. 400 Seiten, Herbst 2012

HEYNE VERLAG

Tekhnotma - Zeit der Dunkelheit - Aleksei Bobl & Andrei Levitski, 480 Seiten, 8. Juni 2012

Metro 2033: Die Reise in die Dunkelheit - Andrej Djakow, 400 Seiten, 13. August 2012

Die Verborgenen - Scott Sigler, 800 Seiten, Januar 2013

Wächter des Morgens - Sergej Lukianenko, 400 Seiten, Januar 2013

Pularnacht - Dietmar Dath, 400 Seiten, Januar 2013

Nacht über den Fluss - Christopher Buehler, 450 Seiten, Februar 2013

Im Tunnel - Sergej Anatonow, 450 Seiten, Februar 2013

Wie die Welt endet - Will McIntosh, 400 Seiten, Februar 2013

Max - Oliver Dierssen, 400 Seiten, März 2013

Unter dem Räubermond - Jewgeni Lukin, 350 Seiten, März 2013

Der letzte Tag - Adam Nevill, 464 Seiten, April 2013

KNAUR VERLAG

Unsterblich - Drew Magary , 596 Seiten, 01. März 2013

LINDENSTRUTH VERLAG

Warum sie das Licht verlöscht - Auguste Groner, ca. 160 Seiten, 2012

Das Haus im Schatten - Auguste Groner, ca. 100 Seiten, 2012

Ein Roman auf dem Planeten Mars - André Laurie, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

LUEBBE VERLAGSGRUPPE

Das Herz von Verdon - Adam Nevill, ca. 416 Seiten, August 2012

Stadt der Fremden - China Miéville , ca. 384 Seiten, September 2012

Department 19: Die Mission - Will Hill, ca. 493 Seitenm September 2012

Der Räder des Lebens - Jay Lake, ca. 528 Seiten, Oktober 2012

Tod und Schinken - Uwe Voehl, Seitenanzahl noch unbekannt, Herbst 2012

Die Untoten von Veridon - Tim Akers, ca. 448 Seiten, Januar 2013

Der kuriose Fall des Spring Heeled Jack - Mark Hodder, ca. 528 Seiten, März 2013

Ghost Hunter 2: Das Haus der Seelen – Simon R. Green, ca. 240 Seiten, März 2013

Die Räder der Zeit - Jay Lake, ca. 600 Seiten, April 2013

LUFTSCHIFF VERLAG

Melchior Grün - Michael Hutter, ca. 115 Seiten, Sommer 2012

LUZIFER VERLAG

172,3 - Vincent Voss, ca. 240 Seiten, Juni 2012

Der Tod kann mich nicht mehr überraschen - Heike Vullriede, Seitenanzahl noch unbekannt, Sommer 2012

Die Schreie der Toten - Michael Disseux, Seitenanzahl noch unbekannt, Herbst 2012

Terra Preta – Schwarze Erde - Anthologie (Hrsg. Steffen Janssen), Seitenanzahl noch unbekannt, In Vorbereitung 2012

Exodus – Das Ende der Welt - Anthologie (Hrsg. Steffen Janssen), Seitenanzahl noch unbekannt, In Vorbereitung 2012

NEMED HOUSE

Der Klaubautermann - Martin Jung, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

Die Tränen des Biestes - Simon Petrarca, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

P.MACHINERY

Earth Rocks 13 - Anthologie, Seitenanzahl noch unbekannt, Februar/März 2012

Düstere Pfade - Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda), Seitenanzahl noch unbekannt, September 2012

Dark Wor(l)ds Band 3: Heimweh eines Cyborgs - Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda), 200 Seiten, **Ende Mai/Anfang Juni 2012**

Dark Wor(l)ds Band 5: iHarlow - K. Peter Walter, Seitenanzahl unbekannt, Dezember 2012

Dark Wor(l)ds Band 6: Animal World - Anthologie (Hrsg. Alisha Bionda), 200 Seiten, April 2013

Dark Wor(l)ds Band 7: Equinox - Alisha Bionda, Tanya Carpenter und Guido Krain, 200 Seiten, August 2013

Dark Wor(l)ds Band 8: Jagd durch die vierte Dimension - Florian Hilleberg, 200 Seiten, Oktober 2013

PIPER VERLAG

Silenus - Robert Jackson Bennett, ca. 592 Seiten, Oktober 2012

Immortality Engine - Georg Mann, ca. 448 Seiten, 10. September 2012

SHAYOL VERLAG

Maschinenkinder - Frank Hebben, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012/2013

SUHRKAMP VERLAG

Der Rabe - Edgar Allan Poe, 180 Seiten, September 2012

VERLAG 28 EICHEN

Das Grauen - Sir Arthur Conan Doyle, Seitenanzahl noch unbekannt, In Vorbereitung

Der Silberspiegel - Sir Arthur Conan Doyle, Seitenanzahl noch unbekannt, In Vorbereitung

VERLAG TORSTEN LOW

Faulfleisch - Vincent Voss, Seitenanzahl noch unbekannt, 2012

VOODOO PRESS

Bizarro Fiction: Shatnerquake - Jeff Burk, 100 Seiten, **Ende Mai/Anfang Juni 2012**

Bizarro Fiction: Schafe und Wölfe - Jeremy C. Shipp, 160 Seiten, Mai 2012

Bizarro Fiction: Für eine Handvoll Füße - Jordan Krall, 200 Seiten, Herbst 2012

Bizarro Fiction: Insel der Supermenschen - Kevin Shamel, ca. 200 Seiten, Herbst 2012

Fantasy Land: Lichtschuss ins Schwarze - Amaxis, 200 Seiten, Herbst 2012

Fantasy Land: Helden aus der Tonne - Frank Schweizer, 180 Seiten, Herbst 2012

Horror Corner: Vogelmanns Schatten - Steven Saville, 280 Seiten, Frühjahr 2012

Horror Corner: Innswich Horror - Edward Lee, 200 Seiten, Mai 2012

Horror Corner: Benjamins Parasit - Jeff Strand, 180 Seiten, Juli 2012

Horror Corner: Die Treppe im See - Ronald Malfi, 280 Seiten, August 2012

Horror Corner: Komm in die Dunkelheit - Daniel I. Russell, 180 Seiten, Herbst 2012

Horror Corner: Passenger - Ronald Malfi, 180 Seiten, Herbst 2012

Horror Corner: Isabel Burning - Donna Lynch, 200 Seiten, Herbst 2012

Horror Corner: Die weißen Männer - Arthur Gordon Wolf, 100 Seiten, Herbst 2012

Horror Corner: Master of the Moors - Kealan Patrick Burke, 230 Seiten, Herbst 2012

Horror Corner: Fangboys Abenteuer - Jeff Strand, ca. 180 Seiten, In Vorbereitung 2012

Horror Corner: Kin - Kealan Patrick Burke, Seitenanzahl noch unbekannt, Mai 2013

Horror Corner: Cursen - Jeremy C. Shipp, 200 Seiten, August 2013

Science Fiction: Das andere Ende - John Shirley, 280 Seiten, Frühjahr 2012

Zombie Land: Zum Sterben schön - Wayne Simmons, ca. 240 Seiten, In Vorbereitung 2012

Zombie Land: Inkubation - Wayne Simmons, ca. 200 Seiten, In Planung

WURDACK VERLAG

Die Erde und die Außerirdischen - Peter Dehmel (Hrsg.), Seitenanzahl noch unbekannt, September 2012

Das Luftschiff des Dr. Nikola - Michael Bönnhardt, Seitenanzahl noch unbekannt, **September 2012**

Vilm 3: Das Dickicht - Karsten Kruschel, Seitenanzahl noch unbekannt, November 2012

Die Nadir-Variante - Armin Rößler, Seitenanzahl noch unbekannt, Dezember 2012

Whitby Vampyrhic - Simon Clark, Seitenanzahl noch unbekannt, Dezember 2012

Das Serum des Dr. Nikola - Petra Hartmann, Seitenanzahl noch unbekannt, Januar 2013

PERLAMITH 3: Lichtstrahl - D.W. Schmitt, Seitenanzahl noch unbekannt, März 2013

Daughter of the Dawn - William Reginald Hodder, Seitenanzahl noch unbekannt, September 2013

ZAUBERMOND VERLAG

Der Fluch der Hexe - Anthologie (Hrsg. Uwe Voehl), 448 Seiten, September 2012



KIOSKGEFLÜSTER VORSCHAU 12/13

LINDENSTRUTH VERLAG

ARCANA 16 - Anthologie (Hrsg. Robert N. Bloch & Gerhard G. Lindesenstruth, ca. 70 Seiten, **Mitte 2012**)

ATLANTIS VERLAG

Phantastisch! 47 - Redaktion Phantastisch!, ca. 64 Seiten, 2012



MARBURG-CO 2012 – WO DIE PHANTASTIK ZUHAUS IST

Ein Bericht von Eric Hantsch

MARBURG-CON

Wochenende der Phantastik

Samstag, 28. April 2012
Einlass 10.00 Uhr
Bürgerhaus Niederweimar (bei Marburg)

- Lesungen und Vorträge
- Literaturpreisverleihungen (Marburg-Award und Vincent Preis)
- Präsentations- und Verkaufstische von Phantastik-Kleinverlagen
- u. v. m.

Vorab: Freitag, 27. 4. 2012:
Phantastik-Stammtisch ab 19.00 Uhr im Café Jornal, Elisabethstraße 34, Marburg

Danach: Sonntag, 29. 4. 2012:
Literarischer Brunch ab 10.00 Uhr im Bürgerhaus Niederweimar

www.phantastik-forum.de oder
www.marburg-con.de

Marburger Verein für Phantastik e.V.

PHANTASTISCHES ALLERLEI

Für den eingefleischten Fan der Phantastik gibt es über das Jahr verteilt einige Pflichtveranstaltungen, deren Besuch man nicht versäumen sollte. Eines dieser relevanten Events ist der **Marburg Con**, der dieses Jahr vom 27. bis 30. April veranstaltet wurde.

Da der Weltuntergang für 2012 angeblich schon in den Startlöchern steht, wollte ich zumindest einmal in meinem Leben am **Marburg-Con** teilnehmen. Zuerst bedeutete das aber Koffer packen, hinein in den fahrbaren Untersatz und ab auf die Autobahn. Zwischen meiner Heimatstadt und Marburg liegen runden 500 Kilometer und da es meine erste Reise ins schöne Hessen war, durfte ich mich auf den letzten Kilometern gleich mal verfahren und wäre beinahe in Frankfurt gelandet. Es war dann auch erst gegen 16:00 Uhr, als ich in meiner Unterkunft anlangte.

Gegen 19:00 Uhr sollte das Vortreffen im Café Jornal starten, was mir noch etwas Muse verschaffte, Marburg ein wenig zu erkunden.

Als es dann endlich losging, hätte ich vor Aufregung den ganzen Spaß beinahe verpasst. Sowohl Anke und Wolfgang Brandt ([Geisterspiegel](#)), Dirk Bützer (mein geschätzter HF-Genosse), Bernd Rothe (Welt der Geschichten), Thomas Backus (Autor von *Zombies! Sie werden dich fressen*) sowie Verleger Steffen Janssen (Luzifer Verlag), [Torsten Scheib](#) (Autor und Hrsg.) und einige andere zogen an mir vorbei, ohne das ich es bemerkte.



Und so gesellte ich mich reichlich spät und etwas schüchtern zu der Runde, die im Laufe des Abends noch anwuchs.



Natürliche wurde viel über unser aller Lieblingsthema gefachsimpelt, aber auch Klatsch und Tratsch gab es reichlich zu hören. Thomas Backus verstrickte mich sofort in ein Gespräch über Lovecraft und im Laufe des Con sollte ich noch erfahren, welches spezielle Bewandnis es damit hatte.



Gegen Mitternacht löste sich die Gesellschaft allmählich auf und nur die ganz Harten verweilten noch bis weit über die Geisterstunde hinaus im Café.

Schon der frühe Morgen des nächsten Tages kündigte warmes Wetter an und auf dem Con selbst, der in die Hauptrunde ging, würde es heiß hergehen. Wie der Zufall es wollte, kam ich gleichzeitig mit Anke und Wolfgang Brandt am Bürgerhaus in Niederweimar an. Die Veranstaltung war noch nicht eröffnet und so blieb noch etwas Gelegenheit für Small Talk.

In der Halle selbst hatten sich die Autoren, Verleger und Anbieter diverser Phantastika derweil eingerichtet.



Die Bücher am Stand von [Torsten Low](#) prangten in ganzer Pracht auf einem purpurnem Seidentuch, während Erik Schreiber offensichtlich nicht nur Titel aus seinem Verlag [Saphir im Stahl](#) dabei hatte, sondern auch ein paar Fremdgänger aus anderen Publikationshäusern.



Von Bernd Rothes [Welt der Geschichten](#) hatte ich schon lange nichts mehr gehört, an diesem Tage konnte ich mich jedoch davon überzeugen, dass das Magazin noch nicht den Weg allen Irdischen gegangen war. Bernd musste jedoch einige Veränderungen vornehmen, darunter wohl die gravierendste, dass zukünftig keine Anthologien mehr veröffentlicht werden, sondern nur noch auf Romane und Novellen gesetzt wird. Zwei kommende Titel, in Form von Leseproben vorgestellt, konnten bei dieser Gelegenheit schon mal bestaunt werden: *Kalt wie Marmor* von [Roselinde Dombach](#) und *Falkenfrühling* von [Petra Hartmann](#).



Zwischendurch fand sich die Autorenschaft des Luzifer Verlages ein. Sowohl Michael Disseux (*Graues Land*) nebst Gattin, als auch die bezaubernd-düstere Rona Walter (*Kaltgeschminkt*) waren angereist, um im späteren Verlauf des Tages aus ihren Werken zu lesen.



Obwohl das Gesicht von Thomas Backus dem Besucher schon von weiten freundlich zulächelte, traute ich mich nur zögerlich an seinen Stand, denn dort ging es äußerst zombiemäßig zu und ich wollte nicht so mein Gehirn verlieren, wie es wohl dem namenlosen Unglücksraben ergangen sein muss, dessen Denkapparat nun bei Thomas in eine Glasschale ruhte und als Federhalter erhalten musste.



Da war ein Besuch bei [Dieter Stiewi](#), der unter anderem seinen neusten Roman *Saliha Durmaz – Entführt!* im Gepäck hatte, weitaus angenehmer. Schon auf der Leipziger Buchmesse durfte ich Dieter kennenlernen und so ergab sich eine nette Plauderei, bis die Lesungen mit Torsten Low, Vincent Voss und Mark Staats riefen.

Zu Beginn durften sich die Zuhörer auf Untote aus dem Wilden Westen freuen, denn zusammen mit Torsten Low trug [Vincent Voss](#) seine Geschichte *Tränensteine* oder die *Geschichte von Jack Headshot* aus der Anthologie *Der Fluch des Colorado River* vor. Zur atmosphärischen Untermalung erklang dazu eine indianische Trommel und Torsten Low, als Oberhäuptling eines Verlages, hatte sich standesgemäß ein pompöses Gewand überziehen lassen – trotz drückender Wärme.



Danach kam die gelungene Erzählung *Das Ding* von Bettina Ferbus aus der lovecraftschen Storysammlung *Die Klabaوترkatze* zum Vortrag. Abschließende lieferten sich Torsten Low und Mark Staat in der Schlampenschlacht (ja, auch sowas soll es geben) aus *Aufstieg einer Heldin* ein heißes (Wort)Gefecht.

Zugegeben, so viel schauerliche und actionreichen Momenten können schon Kraft kosten. Außerdem war die Mittagszeit längst vorbei und mir knurrte der Magen. Abhilfe schafften da die leckeren Gerichte, die das Team des **Marburg-Con** zubereitete hatten.



Einer der lautesten Besucher war [Dirk van den Boom](#), der zweit Tische von mir entfernt innerhalb kürzester Zeit eine ganze Scharr Zuhörer um sich gesammelt hatte, während

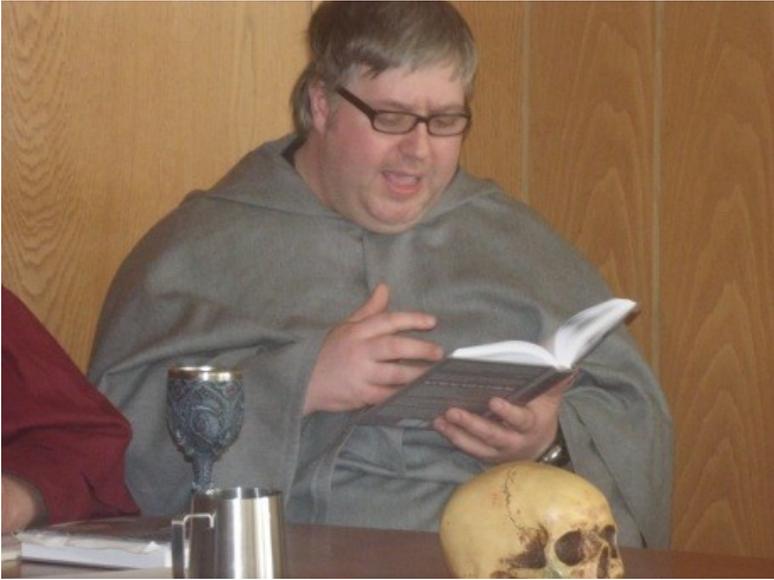
ich gemeinsam mit den Brandts ein wenige in Schwatzen kam und Wolfgang mir das neue Konzepte der Geisterspiegel-Page erläuterte. Trotz dieses interessanten Exkurses wollte ich die Lesung der [Apokalyptischen Schreiben](#) um nichts auf der Welt verpassen.



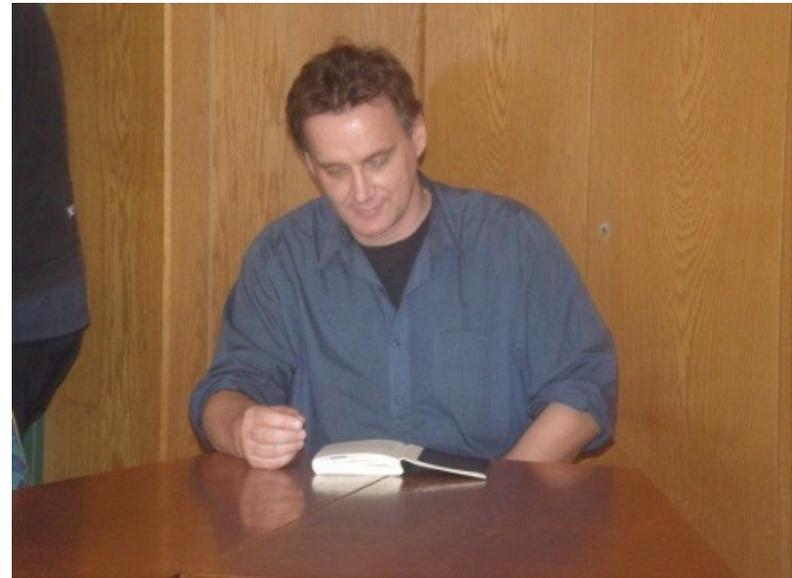
Die Lesung hatte schon begonnen und Bernd Rothe, dieses Mal in der Funktion des personifizierten Krieges, hatte gerade seinen Vortrag beendet, worauf Volker Ilse aus einer seiner Geschichte vorzutragen begann, die noch nicht ganz abgeschlossen war und der noch der Titel fehlte. In diesem Falle konnte man wohl von einer Jungfernlesung sprechen, wobei das Thema weniger erfreulich war.

Aus seiner Zombiesammlung lass danach Thomas Backus und oftmals war nicht recht ersichtlich, ob Thomas die

Geschichte nur lesen oder sie leben würde, so plastisch kam seine Darbietung herüber. Danach verriet der Tod alias Ralph Haselberger wie es mit Poes Protagonisten aus *Das verräterische Herz* weiterging, nachdem man ihn verhaftet hatte.



Bis zur Lesungen des [Luzifer Verlages](#) war noch etwas Luft und so konnte ich bei der Fotosession der Autoren Michael Disseux, Rona Walter und Vincent Voss ein wenig Bildmaterial abgreifen und einige aufschlussreiche Wortfetzen erhaschen. In der Lesung dann, stellte Steffen Janssen seinen Verlag vor; anschließend lasen Michael Disseux, Rona Walter und Heike Vullriede (wo ist die Dame nur so schnell hergekommen?) aus ihren Romanen vor. Und auch der Lesung mit Petra Hartmann, Roselinde Dombach und Bernd Rohte durfte ich beiwohnen.



Danach ging es zurück in den Hauptsaal, wo einige Aussteller bereits dabei waren, die Koffer zu packen. Für mich eine guter Grund schnell noch ein paar Bücher zu erwerben, bevor die Damen und Herren nicht mehr greifbar wären.

Mittlerweile waren auch Michael Schmidt und Elmar Huber eingetroffen. Zusammen mit Bernd Rothe plauschten wir gemütliche über seltene, phantastische Titel der Kleinverlagszene, wobei es wohl im Nachhinein nicht sehr ratsam war, Bernd darüber zu unterrichten, dass auch ich an Versteigerungen alter Goblin Press Bücher bei eBay teilgenommen hatte.



20:00 Uhr wurde dann die Verleihung zum **Vincent Preis** eingeläutet. Die Gewinner seinen an dieser Stelle herzlichst

beglückwünscht und lassen sich am besten [Hier](#) nachvollziehen. An dieser Stelle muss auch Michael und Elmar gedankt werden, die mit dem **Vincent Preis** die deutsche Phantastik- und Horrorliteratur unermüdlichen fördern und unterstützen.



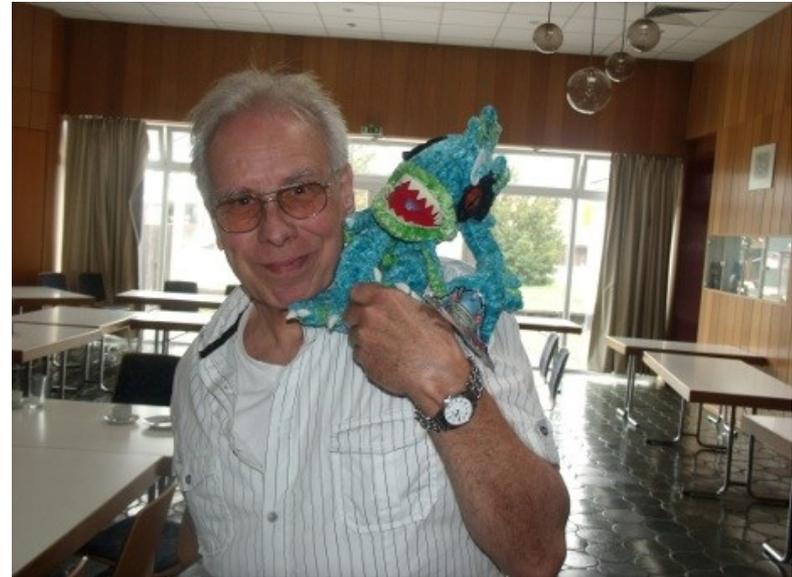
Im Anschluss wurde der **Marburg Award**, zu dem es vorher einen Storywettbewerb gegeben hatte verliehen. Platz 1 belegte *Der Sagenborn* von Tedine Sanss, Platz 2 ging an Sabrina Železný mit *Sonderzug nach Vineta* und auf Platz 3 gelangte *Wunderschöne Jacobe von Baden* von Nina Sträter, die als einzige Nominierte ihren Preis persönlich entgegennahm. Alle eingereichten Beiträge gibt es übrigens auch gesammelt in den Band *Mythenpunk* – [Hier](#) zu bestellen.

Den Abend ließen wir dann im kleinen Kreis und wieder in der behaglichen Atmosphäre des Café Journal ausklingen, indessen sich unsere lebhafteste Runde erst weit nach Mitternacht aufzulösen begann.

Am Sonntag schließlich, wurde der **Marburg-Con** mit einem reichhaltigen Brunch in kleiner Runde beendet.



Im Zuge dieses schönen Ausklang musste ich feststellen, das sowohl Thomas Backus, wie auch Verleger Helmfried Protsch ([Georg von Toyberg Verlag](#)) die ganze Zeit nur vorgegeben hatten, eigenständige Persönlichkeiten zu sein. Denn wie meine Fotos unumstößlich beweisen, sind beide von Deep Ones besessen. Kein Wunder also, dass Thomas beim Vortreffen sofort auf Lovecraft zu sprechen kam.



Cthulhu Libria

Den Lesungen der Siegesgeschichten des **Marburg-Awards** konnte ich dann jedoch nicht mehr beiwohnen, mir stand noch eine mehrstündige Heimfahrt bevor. Was ich jedoch mitnehmen durfte, war eine Fülle großartiger Eindrücke, viele anregenden Gespräche mit netten Leuten und einige neue Bücher.

Zum guten Schluss bleib nur noch ein dickes Danke an das Team des **Marburg-Con** zu richten: Jungs und Mädels, ihr habt da ein fabelhaftes Event auf die Beine gestellt; und sollte die Welt auch 2013 noch existieren, werde ich auf jeden Fall wieder dabei sein! Vielen Dank für diese schöne Zeit!



Cthulhu Libria

GEKOMMEN, UM ZU BLEIBEN **Ein Portrait**

Während im Zuge der Fantasy-Welle in den letzten Jahren auch zunehmend deutschsprachigen Autoren große Erfolge in diesem Phantastik-Sektor feiern konnten, blieben deutsche SF und Dunkle Phantastik weitestgehend auf ihrem bisherigen Niveau oder waren sogar rückläufig. Vor allem Letztgenanntes wird von der Leserschaft nur unzureichend wahrgenommen; und wenn, dann sind es meist amerikanische Autoren, die in diesem Sub-Genre bevorzugt werden. Weshalb diese Tendenz so ausgeprägt erscheint, wurde in einigen Threads des Horror-Forum.com ([US-Horror- Autoren - ein generell leuchtendes Vorbild für die deutsche Szene? NO SIR!!!](#) oder [Deutschsprachiger Horror - Wie sieht die Zukunft aus?](#)) sehr detailliert und kontrovers diskutiert.

Solche und ähnliche Diskurse waren der Keim zu einer Idee, die nun konkrete Gestalt angenommen hat: DIE LOGE! Eine Vereinigung, gegründet von Timo Mengel, Nina Horvath, Vincent Voss, Tobias Bachmann, Dirk-Jörg Franzen, Ernst Wurdack, Daniel Schenkel und Frank Hoese, um der Entwicklung der dunklen, deutschsprachigen Phantastik den nötigen Kick zu verschaffen. DIE LOGE strebt ein Netzwerk an, das sich zwischen den Kreativen und Schaffenden, seien es nun Autoren, Verleger, Illustratoren oder Lektoren, des Genre spannt. Ziel ist es, die Leserschaft noch mehr und noch umfassender für die dunkle, die unheimliche, die schaurige und horribel Seite der deutschen Phantastik zu begeistern.

Auf ihrem Blog [DIE LOGE](#) informieren die Mitglieder regelmäßig über die Aktivitäten in der deutschsprachigen Phantastik-Szene, stellen Interviews mit Künstler bereit

oder spezifische Artikel zum Thema. Dabei ist es nicht angedacht schon bestehenden Portalen Konkurrenz zu machen, sondern deren Anstrengungen und Bemühen noch zu unterstützen!

Doch nicht nur bei theoretischen und verbalen Handeln soll es bleiben! Für die nahe Zukunft sind Veranstaltungen angestrebt, um Lesern die dunkle Phantastik mit ihren vielfältigen Charme näher zu bringen.

DIE LOGE ist kein geschlossener Kreis, sondern steht jeden Mitwirkenden der deutschsprachigen dunklen Phantastik offen, denn nur gemeinsam lassen sich große Ziele erreichen!



AUS DEM VERGESSENEN BÜCHERREGAL

DER NAMENLOSE SCHRECKEN Eine Buchbesprechung von Eric Hantsch



Titel: *Aus dem Abgrund*

Autor: Arthur R. Ropes

Verlag: [DuMont Buchverlag](#)

Umfang: 233

ISBN: 3770129903

Preis: variiert, da nur noch antiquarisch erhältlich

Zwischen den Jahren 1990 bis 1992 konnten sich Phantastikbegeisterte über eine ganz besondere Reihe freuen: *DuMont's Bibliothek des Phantastischen*. Hauptsächlich waren es klassische Werke des Genre beispielsweise von Claude Seignolle, Maurice Sandoz oder Walerij Brjussow, die in ihrem Rahmen eine Wiederauferstehung feiern konnten. Das ihr kein langer Erfolg beschieden war, dürfte der Tatsache geschuldet sein, dass der potenzielle Leserkreis für solche Texte einfach zu klein ausfiel. Die Folge: Mit Band 12 wurde die Reihe eingestellt.

Neben schon erwähnten Namen lag als Band 10 das einzige, phantastische Werk des Operetten- und Theaterdichters Arthur R. Ropes vor. *Aus dem Abgrund*, so dieser Titel als deutsche Erstveröffentlichung bei uns erschien, wurde bereits 1914 als *The Hole of the Pite* in Ropes Heimatland Britannien mehr oder minder bekannt. Letzteres dürfte eher wahrscheinlich sein, denn dem Buch war nur diese eine Auflage vergönnt und sein Erschaffer wurde ob des geringen Erfolges nie wieder in dieser Richtung aktiv. Es kann also als kleines Wunder gewertet werden, dass jener Titel überhaupt den Sprung ins Programm eines deutschen Verlages gelang.

Geboren wurde Ropes im Dezember 1859 Lewisham. Schon in jungen Jahren zeigte er sich lyrisch talentiert und 1884 erschien sein erster Gedichtband. In dieser Zeit, den 1880er Jahren, begann auch seine akademische Karriere am

berüchtigten Kings College in Cambridge. Außerdem lernte er dort den wohl berühmtesten Verfasser englischer Geistergeschichten, Montague Rhodes James, kennen, mit dem ihn bald zahlreiche gleichgeartete Interessen verbanden. Ropes begann Geschichte und Internationales Recht zu unterrichten; daneben nahm er verstärkt akademische Funktionen wahr. Es muss wohl eine schwere Erkrankung und die damit einhergehenden gesellschaftliche Abstinenz gewesen sein, die ihn dazu veranlasste, mit dem Verfassen von Operetten- und Librettotexten zu beginnen. 1901 heiratete er die Schauspielerin Ethel Wood mit der drei Kinder hatte. Ropes starb im September 1933 nach langer Krankheit an Herzversagen. Der Nachwelt blieb er als großer Name des englischen Musiktheaters in Erinnerung. Seine Qualitäten als Autor des Phantastisch-Unheimlichen dagegen, kamen nie richtig zum tragen und wurden schnell wieder vergessen.

Zum Inhalt:

Aus dem Abgrund spielt im Jahr 1645. Der englische Bürgerkrieg ist im Ausklang begriffen, während die republikanischen Truppen unter der Führung von Oliver Cromwell die verbliebenen Scharren der königstreuen Anhänger immer mehr aufreiben.

Der Adlige Hubert Leyton, von seinen Eltern als frommer Puritaner erzogen, bekommt in diesen unsicheren Zeiten Besuch von dem Geistlichen Master Eldad, der im Namen der Bewohner der Ortschaft Marsham seine Hilfe ersucht. Leytons Vetter, Graf Phillip von Deeping hatte sich den royalistischen Truppen angeschlossen und war nun, im Angesicht der Niederlage, zur Flucht genötigt. Mit vierzig seiner Männer hatte er sich auf seinen Herrschaftssitz

Deeping Hold verschanzt, in Erwartung des Aufmarsches der gegnerischen Truppen und mit der drohenden Forderung an seine Untertanen ihn mit allen wichtigen Mitteln zu versorgen, sonst würden ihre Häuser brennen. Hubert Leyton soll als Vermittler dienen, denn die armen Leute von Marsham können den Forderungen ihres Herr nur schwerlich nachkommen. Und so begibt sich der Angerufene auf den Weg. Doch die Mühe ist vergebens. Statt dass es zur gütlichen Einigung kommt, wird Hubert Leyton auf Deeping Hole gefangen gesetzt. Dort muss er auch erfahren, dass die Gräfin von Deeping einen mysteriösen Tod gestorben sei, und nun eine Italienerin, welche als Hexe verschrien ist, an der Seite des Grafen wacht. Diese betrüblichen Ereignisse sind jedoch nur der Anfang, denn das Geschlecht der Grafen von Deeping war schon seit jeher als brutal, verdorben und blutrünstig verschrien, was einen Fluch zur folgen hatte, der nun seine schrecklichen Klauen auszustrecken beginnt und in Form einer widerwärtigen, amorphen Kreatur daherkommt. Leyton und mit ihm die Zofe Rosamunde schweben in höchster Gefahr, während Graf Phillip immer mehr dem Wahnsinn anheim zu fallen scheint und die italienisch Hexe Fiammetta Bardi ihre Ränke spinnt. Höchste Eile tut Not, oder ist es bereits zu spät?

Drüber geschaut:

Thematisch kommt *Aus dem Abgrund* weniger anspruchsvoll daher, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Dieses Attribut lässt sich dann besser auf den Stil des Autors anwenden, der weitschweifig und verschachtelt wirkt. Das Ropes ein Zeitgenosse und Kamerad James war,

mit dem ihn viele Vorlieben verband, muss nicht gleichsam bedeuten, dass er auch dessen Affinität zur Gespenstergeschichten teilte. Zwar waren beide der phantastischen Literatur zugetan und Ropes editierte und übersetzte zudem einige spezifische Texte, doch in Art und Auftreten des literarischen Schreckens unterscheiden sich die Werke beide Autoren markant – wobei natürlich beachtet sein will, dass Ropes nur diesen eine Genre-Text aufweisen kann.

Der Beginn der Geschichte wird dann auch erst einmal recht traditionell eingeleitet, in dem sich der Leser in der Bibliothek von Hubert Leyton, kurz vor dem Besuch Master Eldads, wiederfindet, wo der Gelehrte gerade über einigen sakralen Texten brütete und dabei auf eine Schrift stößt, die sein weiteres Schicksal bestimmen wird.

*Als der von Deeping Hold hienieden
dem Satan seine Seel verschrieben;
als er damit hat aufgeschreckt,
was in der finstren Grube steckt,
im Schlunde hockt es seit all den Jahren,
da fraß es ihn mit Haut und Haaren.*

Dieses Fluchelement, in unheimlichen Geschichten so gern verwendet, mag hier den Leser zuvörderst keinen großen Aha-Moment bescheren. Viel fesselnder wirkt sich da das Handlungsumfeld aus, welches der Autor ins 17. Jahrhundert gelegt hat. Ropes gelingt es trefflich, ein feudales Gesellschaftsbild zu kreieren. Am deutlichsten wird dies in der Tatsache, dass die Bewohner Marshams hilflos den Ansprüchen Graf Deepings gegenüberstehen und zu ihrer Errettung um die Hilfe Hubert Lytons bitten

müssen, der vom gleichen Stande ist. Augenfällig ist auch der häufige Bezug zum christlichen Glauben, Bibelzitate und fromme Reden, die, unnötig und schwülstig, der Geschichte ein gutes Stück Charme nehmen.

Nachdem Leyton von seinem Vetter gefangen gesetzt wird, scheint sich der Fluch von Deeping Hold erst so richtig zu entfalten. Schon kurz nach seiner unfreiwilligen Ankunft auf der Feste, will es ihm scheinen, als ging ein Gespenst zwischen dessen Mauern – die arme, ruhelose Seele, der Gräfin – so seine Vermutung – und auch die Person der Signora Fiammetta ist ihm nicht geheuer. Mit der Einführung des ruhelosen Geistes führt Ropes eine schwache, dem Leser kaum zu beeindruckende übernatürliche Komponente ein, die zwar als ungutes Omen auf die weiteren Ereignisse gewertet werden kann; die Handlung aber genauso gut auch ohne ausgekommen wäre. Ein Großteil schauerlichen Fluidums geht dann auch wieder vom Handlungsumfeld aus: Eine unheimliche Burg, umringt von Gewässern mit heimtückischen Gefahren und dem finsternen Gemurmel über einen Schlund, in dem etwas Unvorstellbares hausen soll.

Bei der Zeichnung seiner Charakter kommt Ropes dramaturgische Können gut zum Ausdruck. Die Figur der Rosamunde dürfte dem Leser dabei besonders ans Herz wachsen, da ihr Wesen kratzbürstig und eigensinnig ausgestaltet ist und man sich unweigerlich die Frage stellt, was Leyton an dieser unausstehlichen Person so fasziniert. In Hubert Leyton selbst, wird derweil eine Person kenntlich, die den mysteriösen Vorgängen auf Deeping Hold hilflos ausgeliefert ist und fast schon langweile Züge annimmt, während da nicht die ein oder anderen mutigen Abweichung

im Verzug großer Gefahr ersichtlich. Vergessen sollte man auch den Grafen Phillip nicht, dessen Entwicklung zum Wahnsinn von Seite zu Seite zunimmt und die Signora Fiammetta, welche als geheimnisvolle und hinterhältige Person ihre Ränke schmiedet.

In was sich genau das Grauen von Deeping Hold manifestiert, wird, selbst zum Ende der Lektüre hin, nicht exakt deutlich. Ropes hält sich hier an das Model des vagen Andeutens, was schon in Lovecrafts Werke seine Funktionen bestens erfüllt hat, wobei die Intensität diese formlosen Schreckens in *Aus dem Abgrund* schwächer ausfällt.

Überraschend sind einige gut gesetzte Sequenzen, in denen es recht blutig und uncharakteristisch actionreich zugeht, was dem Plot aber auch Not tut, da es dem Autor nicht immer gelingt, den Spannungsbogen konstant aufrecht zu erhalten. Der distanzieren, dokumentarische Duktus ist in dieser Hinsicht auch nicht immer förderlich

In seinem Nachwort zu dem Buch rückt Richard Dalby Ropes Erzählkunst in die Nähe dessen Landesgenossen William Hope Hodgson, was auf den ersten Blick wohl zu bestätigen ist. Bei näher Betrachtung fällt jedoch auf, dass dort, wo Hodgson ein fremdartige, exotische Düsternis erschafft, Ropes literarischer Horror kühl und weniger einnehmend wirkt.

Fazit:

Aus dem Abgrund ist ein Buch für den geduldigen Leser. Nur wer bereit ist, den Weg der Geschichte von der ersten

bis zur letzten Seite zu gehen, dem wird sich ihr Inhalt voll und ganz erschließen.

Ropes gelingt es gut eine gestaltlose Furcht zu erschaffen, wobei manche Handlungselemente zu klischeehaft anmuten. Freilich ist auch dieses Werk, dass eine eher ruhigere Gangart pflegt, nur für den Kenner und Liebhaber des Genre eine wirklicher Genuss; Durchgangsleser und Spannungssüchtige dürfte es schnell wieder beiseite legen.



TOTENSEE Von Uwe Voehl

Seine Atemzüge klingen ruhig und gleichmäßig. Er schläft - endlich! Ich liege auf der anderen Seite der Koje - auf dem Rücken und starre mit weitaufgerissenen nach oben, wo ein verirrter Mondstrahl die Kajütendecke wie mit einem glitzernden Messerschnitt in zwei Hälften teilt.

Mit angehaltenem Atem lausche ich hinein in die Nacht. Zunächst vernehme ich nur mein eigenes klopfendes Herz. Dann, nachdem es mir gelungen ist, mich stärker zu konzentrieren, dringen auch die anderen üblichen Geräusche an mein Ohr: Das sanfte Plätschern der Wellen gegen den hölzernen Bootsrumpf, das leise Säuseln des Windes, das kaum wahrnehmbare Klirren der Takelage, der höhnische Schrei einer aufgeschreckten Möwe, weit entfernt irgendwo draußen in der Boddenlandschaft.

Etwas bringt das Boot sanft zum Schaukeln, und ich spüre, wie ich mich versteife, während gleichzeitig eine Gänsehaut meinen gesamten Körper herauf kriecht. Ich kann es nicht verhindern.

Nobbys Gerede über das, was dort draußen lauert, ist auch an mir nicht spurlos vorübergegangen. Und dazu sein Spleen, pausenlos Songs dieser selbsternannten Nautic Funeral Doom Band abzuspielen - in gnadenloser Härte, egal, ob es mir auf die Nerven geht oder nicht.

Es scheint, als würde er jedes Mal eine neue Nuance, eine weitere, nur für seine Ohren bestimmte Botschaft darin hören. Mehr als einmal ist er aufgesprungen, hat den Player

wieder und wieder zurückgespult, hat von irgendwelchen »Botschaften« geplappert und diese in sein Notizbuch gekritzelt.

Dann wieder hat er sein Ohr gegen die Bootswand gepresst, hat Stunde um Stunde gelauscht - Tönen, die er zu vernehmen scheint.

Das Schaukeln des Bootes wird heftiger, so als würden nicht nur die leichten Wellen dagegen schwappen, sondern etwas anderes es berühren.

Verrückt! denke ich. Nobbys Gedanken haben bereits meine infiziert. Wenn er wüsste, *wie* sehr, würde er jetzt nicht so ruhig schlafen.

Und dabei habe ich mich bereits lächerlich gemacht. Mehr als einmal ...

Dr. Phoeben hatte mich in seinem Büro in der Darßer Arche in Wiek empfangen wie einen Spinner. Einen, den man nach außen hin mit ernstem Gesicht zuhört, während man insgeheim über ihn schmunzelt.

Wenigstens hatte er mir zugehört und mich nicht gleich hinausgeworfen. Zumindest zehn Minuten lang ließ er mich reden. Dann fasste er mit gekräuselter Stirn meine Worte zusammen:

„So, Sie glauben also, dass in unserer Boddenlandschaft ein Monster haust. Eine Art Ungeheuer von Loch Ness, wenn ich Sie richtig verstanden habe.“

Der Vergleich mit Loch Ness war mir nicht einmal über die Lippen gekommen, aber ich unterbrach ihn nicht. „Ihrer Theorie zufolge ist es bei einer der Sturmfluten entweder aus der Ostsee hier rüber in den Bodden geschwappt oder es hat sich - noch perfider –“, und an dieser Stelle glitt tatsächlich die Andeutung eines spöttischen Lächelns über seine schmalen Lippen, „einen Tunnel gegraben. Jedenfalls haust es heute in einer der Bodden. Sie wissen allerdings nicht genau, in welchem Sie suchen sollen. Es gibt vier einzelne Boddenbecken, die durch schmale Überflüsse miteinander verbunden sind. Die gesamte Seenlandschaft umfasst eine Fläche von 192 qkm. Der Loch Ness ist nur 56 qkm groß, und da man schon die Existenz Nessies bis zum heutigen Tag nicht beweisen konnte, haben Sie Glück, dass man Ihr Monster auch niemals finden wird. Ihre Chancen, dass man ihnen das Gegenteil beweist, sind also ziemlich gering.“ Er machte eine Pause. Ich nutzte sie, um bissig zu erwidern:

„Sie vergessen, dass die Boddenlandschaft im Verhältnis zum Loch Ness viel flacher ist – gerade mal zwei Meter im Schnitt.“

Er deutete mit dem Finger auf mich, eine Geste, die ich partout nicht abkann, und erwiderte in gespielter Ernst: „Sie wollen dieses Monster unbedingt finden, nicht wahr? Wenn ich bedenke, was es allein für den Tourismus hier oben bedeuten würde, dann ist das vielleicht gar keine so schlechte Idee. Und ich habe sogar schon einen Namen für Ihr Monster: Statt Nessie nennen wir es – schließlich befinden wir uns hier im Osten Deutschlands – Ossie!“

Diesmal prustete es aus ihm heraus. Der Lachflash dauerte eine ganze Minute. Dann erst schien ihm aufzufallen, dass ich nicht eine Miene verzogen hatte.

„Es ist nicht *mein* Monster“, sagte ich schließlich.

„Außerdem sind das alles nicht meine Behauptungen.“

Ich beugte mich über die Schreibtischplatte und nahm den schmalen Schnellhefter, der Nobbys „Fakten“ enthielt, an mich.

„Tut mir leid, wenn ich Sie belästigt haben sollte“, sagte ich und wandte mich zum Gehen.

„Aber nicht im Geringsten!“, rief er mir hinterher. „Es war eine sehr vergnügliche halbe Stunde, die sie mir beschert haben. Schauen Sie doch mal wieder herein, wenn Sie in der Gegend sind.“

Ich hatte mich zum Narren gemacht! Während ich in der vom Mondlicht beschienenen Kajüte liege, wird es mir einmal mehr bewusst. Es ist mein Fehler gewesen, jemanden ins Vertrauen ziehen zu wollen. Aber andererseits habe ich mit jemandem sprechen müssen – damals noch. Nach zwei Wochen mit Norbert begann ich selbst schon an seine Ammenmärchen zu glauben.

Dr. Phoebens Reaktion hatte mir bewusst gemacht, dass wir einem Gespenst nachjagten.

Ich musste nur noch Norbert davon überzeugen.

Jetzt bin ich schlauer.

Während das sanfte Schaukeln mich allmählich in den Schlaf wiegt, hörte ich wieder die vertrauten Stimmen ...

„Bertram?“

Die Stimme klang heiser. Sie kam mir entfernt bekannt vor, ohne dass ich sie sofort einordnen konnte.

„Ja, bitte?“, fragte ich reserviert. Mein Gegenüber hatte sich nicht mit Namen gemeldet.

„Bertram Engel?“

„Wer sind Sie?“, fragte ich.

„Nobby“, antwortete es krächzend.

„Nobby? Von Hessel?“, fragte ich zögernd nach.

Schwere, irgendwie rasselnde Atemzüge waren zu hören, während ich kurz darüber sinnierte, wie lange wir uns nicht gesehen hatten. Mindestens vierzig Jahre nicht mehr.

„Hallo, Nobby“, begrüßte ich ihn, nachdem der Groschen gefallen war. Vielleicht war er krank, so dass seine Stimme daher so merkwürdig klang und er sich derart benahm? „Schön, mal wieder von dir zu hören. Gibt’s einen bestimmten Grund für deinen Anruf?“

Bloß keine Einladung zum Klassentreffen! Ich sandte ein Stoßgebet – nicht in den Himmel. An irgendwen. Was meinen Gott betraf, so glaubte ich an die Hölle auf Erden.

Es waren Floskeln, die ich in den Hörer sprach. In dem Moment, wo sie meine Lippen verließen, wurde es mir bewusst. Nobby von Hessel und ich hatten gemeinsam die Oberstufe des Städtischen Gymnasiums besucht. Ich hatte nie viel mit ihm gemein gehabt, ich glaube, in Geschichte saßen wir zufällig in einer Bank. Damals war er ein begeisterter, fast schon fanatischer Historiker gewesen. Ich erinnere mich, wie er einmal einen Disput mit unserem Geschichtslehrer über steinzeitliche Megalithhügel in unserem Stadtwald ausfocht – und ich den Eindruck gehabt hatte, dass seine Argumente die besseren gewesen waren.

Ansonsten waren Nobby und ich zu verschieden, um sich wirklich füreinander zu interessieren. Ich war gut in Sport und Mathematik. Nobby war ein As in Geschichte, Latein und Altgriechisch – alles Fächer, um die ich einen großen Bogen machte. Außerdem spielte er Geige und schien auch sonst ein musikalisches Genie zu sein.

Nobby war das, was man einen Streber nannte. In früheren Klassen hatte er dafür sicherlich viel Prügel bezogen, in der Oberstufe wurde er allenfalls mit Desinteresse bestraft. Das Letzte, was ich von Nobby mitbekam, war, dass er auf der Abiturfeier mit einer Urkunde für das beste Zeugnis geehrt

wurde.

Später waren wir uns noch ein paar Mal in der Stadt über den Weg gelaufen. Irgendwann hatte ich ihn endgültig aus den Augen verloren.

Umso überraschter war ich, dass er mich nun anrief. Ausgerechnet mich, der ich mit ihm höchstens drei Sätze im Leben gewechselt hatte.

Um ehrlich zu sein, ich bekam bei diesem ersten Anruf nicht heraus, warum er sich überhaupt gemeldet hatte. Er sprach davon, dass er Geschichte und Biologie studiert hatte, lange Zeit in der Forschung gewesen war und in den letzten Jahren nur noch privaten Forschungen nachgegangen war und nebenbei Musik gemacht habe. Das alles musste ich quasi aus ihm herausquetschen. Anstatt über sich zu reden, fragte er mich aus. Ich hatte jedoch ebenso wenig Lust, aus meinem Privatleben zu erzählen wie er. Irgendwann gaben wir es auf.

Drei Tage später klingelte jedoch erneut das Telefon. Diesmal erkannte ich ihn sofort an seiner rasselnden Stimme.

„Ich habe gelesen, dass du ein Zeesenboot besitzt“, kam er gleich zur Sache. Ich überlegte, wo er diese Information herhaben konnte, schließlich fiel mir nur mein eigener kleiner Internet-Blog ein. Ich hatte den alten Kasten halb verrottet in einer Lagerhalle im Wustrower Hafen entdeckt und mich sofort rettungslos in das Boot verliebt. Es war nicht sehr groß, keine zehn Meter lang, die Farbe abgeblättert, die braunen Segel zerfressen. Der alte Kapitän, dem ich es schließlich abkaufte, versicherte mir, dass er selbst auf dem Kahn bis in die Siebziger Jahre hinein in den Boddengewässern gefischt habe.

Ich dachte nicht ans Fischen. Ich dachte noch nicht einmal daran, den vergammelten Kahn irgendwann seetüchtig zu

bekommen. Es war allein der Gedanke, mich in Arbeit zu vergraben, der mich trieb. Einer mehr oder weniger sinnvollen Tätigkeit nachzugehen, nachdem ich zwei Jahre lang die Hölle durchquert hatte. Die Psycho-Hölle.

Noch am Abend des Kaufs begann ich damit, einen Blog anzulegen, um meine Arbeit zu dokumentieren.

„Es ist unverkäuflich“, antwortete ich, nachdem Nobby noch immer nicht weitergesprochen hatte.

Tatsächlich hatte ich mir zunächst gar keine Gedanken gemacht, was ich mit dem Zeesenboot anstellen würde, wenn es irgendwann einmal fertig war. Nach einem halben Jahr, nachdem ein großer Teil meiner Ersparnisse aufgebraucht waren, kam mir die blasphemische Idee, es irgendwann gewinnbringend zu verkaufen. Nach einem weiteren halben Jahr hatte ich soviel Schweiß, Geld und -gottverdammte - auch Liebe in das Ding gesteckt, dass es ein Teil von mir geworden war.

Ein Jahr später war der Stapellauf, und ich hätte mir lieber den linken Arm abgehackt, als mich von meinem Zeesenboot zu trennen. Jeder Zentimeter Farbe trug meine Handschrift, jeder Balken schien aus meinen Knochen geschnitten, und in jedem einzelnen Quadratzentimeter Segel steckte ein Teil meiner Seele. Sowohl das Schratsegel als auch das kleinere Luggersegel hatte ich selbst zugenäht.

„Ich will es nicht kaufen“, krächzte die Stimme. „Ich habe keinen Pfennig.“

„Was ist das eigentlich für ein Krach im Hintergrund?“, wollte ich wissen. Es klang entfernt wie Musik, malträtierte aber in weit ärgerem Maße mein Hörgerät.

Offensichtlich hatte ich damit einen wunden Punkt getroffen. Oder es diente ihm als Vorwand, mir einen Besuch anzukündigen. Jedenfalls rückte er nicht so recht heraus mit der Sprache, drohte aber an, in einer der nächsten

Wochen vorbeizukommen.

Ich glaubte nicht, dass er sein Versprechen allzu schnell in die Tat umsetzen würde. Mittlerweile hatte ich erfahren, dass er in München wohnte, von einer Mini-Rente lebte und ziemlich dahingekippte. Zumindest äußerlich. Geistig dagegen war er auf ganzer Höhe, wenngleich er stets nur andeutete, mit gewissen Forschungen beschäftigt zu sein, die ihm eines Tages Ruhm und Geld beschere würden. Das mochte sich großwahnhaft anfühlen, aber ich hatte noch immer jenen Nobby vor Augen, der einst die Lehrer bloßgestellt hatte.

Und noch immer wusste ich nicht, was genau er vorhatte, als er dann doch plötzlich und unvermutet vor mir stand.

Es war vor der offiziellen Kranichsaison im Frühjahr. Ich hatte die letzten Tage damit verbracht, die KLABAUTERMANN ihrem Winterschlaf zu entreißen. Ich wollte ihr gerade einen frischen Anstrich verpassen, als sich Nobbys langer Schatten in die Werkstatt schob. Er hatte lässig einen Seemannsack über seine schwächliche Schulter geworfen und grinste mir etwas unsicher mit der Ruine eines Gebisses entgegen.

Ehrlich gesagt, es war eindeutig Nobby, und doch hatte ich ihn mir inzwischen ganz anders vorgestellt. Der Nobby von damals hatte stets einen korrekt gescheitelten Kurzhaarschnitt gehabt. Dieser Nobby trug die ungepflegten, fettigen und längst ergrauten Haare bis auf die Schultern. Sein eingefallenes Gesicht trug ein Netz aus unzähligen Runzeln. Und auch sonst sah er ziemlich heruntergekommen aus, so als würde er auf sein Äußeres keinen Cent mehr setzen wollen.

Ich selbst sah sicherlich kaum besser aus, allerdings hatte ich seit gut einer Woche kaum Tageslicht mehr gesehen und war aus meinem Arbeitsoverall nicht mehr

herausgekommen. Außerdem ist man mit fünfundsechzig eh kein Adonis mehr.

Unser Wiedersehen nach über vierzig Jahren verlief alles andere als enthusiastisch.

Wir gaben uns die Hand. „Da bist du ja“, sagte ich. Mehr fiel mir nicht ein. Ich hoffte nur, dass er mir den Schock über sein Äußeres nicht ansah.

„Da bist du baff, was?“, erwiderte er, und sein Grinsen wurde breiter. Ich bemerkte, dass ihm gleich der linke Zahn neben dem Schneidezahn „Du hast nicht damit gerechnet, oder?“

„Ehrlich gesagt nicht“, sagte ich ehrlich. „Jedenfalls nicht so schnell.“

„Keine Angst, um mich brauchst du dich kaum zu kümmern. Ich brauche nur ein Dach über dem Kopf.“

Wenn es mehr nicht ist, dachte ich entsetzt und stellte mir vor, ihn bei mir zu Hause einzuquartieren.

„Gehört die Halle dir?“, fragte er. Anscheinend hatte er meinen Gesichtsausdruck richtig interpretiert. „Nur gemietet“, erwiderte ich.

„Ich habe einen Schlafsack dabei“, sagte er rasch. „Hauptsache, es ist trocken hier.“

„Ach was, du willst doch nicht wirklich hier übernachten? Komm, wir finden schon was Besseres.“

„Ehrlich gesagt, ich bin Besseres kaum gewohnt. Ich habe es dir am Telefon nicht gesagt, aber die letzten zwei Jahren habe ich hauptsächlich unter Brücken gehaust.“

So ähnlich hatte ich mir das vorgestellt. Das erklärte sein vernachlässigtes Aussehen.

„Lass uns die Übernachtungsfrage später klären“, schlug ich vor. „Du hast sicherlich Hunger, oder?“

„Ich habe dir etwas mitgebracht. Ein Willkommensgeschenk. Warte.“

Er hievte den riesigen Seesack auf den Boden, und ich wunderte mich, dass Nobby nicht längst unter seiner Last zusammengebrochen war. Wahrscheinlich enthielt der Sack seinen gesamten Besitz.

Das Geschenk, das er aus seinem Seesack kramte, entpuppte sich als Taschenbuch. Es war zerfleddert und roch schimmelig.

„Du magst dich sicherlich Horrorgeschichten, oder?“

Jetzt erinnerte ich mich. Wir hatten damals tatsächlich in irgendeiner Pause mal über die alten Phantasten wie Strobl und Ewers gesprochen. Seinerzeit hatte ich mich gewundert, auf einen Gleichgesinnten gestoßen zu sein. Allerdings hatten wir aus irgendeinem Grunde das Thema nie wieder angeschnitten. Und bis heute hatte ich es aus dem Gedächtnis gestrichen. Er allerdings schien sich gerade daran erinnern zu haben.

Ich nahm das Buch mit zwei Fingern entgegen, bedankte mich förmlich und legte es erst einmal beiseite.

„Versprich mir, dass du es liest!“, beharrte Nobby.

„Wenn ich dazu komme“, sagte ich ausweichend. „Du wirst sehen, dass ich hier kaum eine freie Minute habe. Bis zum Saisonbeginn muss die alte KLABAUTERFRAU in die Pötte kommen!“

„Ist sie denn noch nicht seetüchtig?“ Er sah fast entsetzt drein. „Ich hatte gelesen ...“

„Sie geht nicht unter, und ich kann sie lenken“, sagte ich.

„Aber es müssen noch einige Schönheitskorrekturen erledigt werden. Und das Schratelgel muss geflickt werden.“

Ich hatte nicht das Gefühl, dass er mir zuhörte.

Gleich damals hätte mir bewusst sein müssen, dass Nobby mir keine große Hilfe sein würde. Im Gegenteil, er war mehr noch als ein Klotz am Bein. Er benutzte mich, um an seine Ziele zu kommen.

Und dabei war er bereit, über Leichen zu gehen. Ungefähr eine Woche, nachdem er sozusagen an Bord gekommen war, erwähnte er das erste Mal das Dorf Winterby.

„Warst du schon einmal dort?“, fragte er mich. Es sollte beiläufig klingen, zwischen zwei Bissen eines vorzüglichen Zanders, den uns der Wirt des kleinen, am Ahrenshooper Bodden gelegenen Lokals serviert hatte. Doch ich registrierte das Funkeln in seinen Augen und machte mir meinen Reim darauf. Mittlerweile kannte ich ihn gut genug, und wenn ich ehrlich war, so hatte ich längst mit dieser Frage gerechnet.

Winterby war ein seltsamer Ort. Er lag auf der mehrabgewandten Seite des Boddens und war zu Fuß kaum zu erreichen. Es gab keine Hinweisschilder. Nur eine einzige unbefestigte Straße führte überhaupt dorthin, und sie endete genau in der Ortsmitte. Näherte man sich Winterby vom Ufer her, so wurde die Gegend immer sumpfiger. Entweder gab man es auf und kehrte um, oder man nahm ihn Kauf, dass man bis zu den Knien einsank und einem danach der Gestank von verwesenden Kröten umgab.

Keinen Künstler hatte es je nach Winterby gezogen. Während in Ahrenshoop eine ganze Künstlerkolonie entstanden war und die Schönheiten der Steilküste auf Hunderten von Bildern verherrlicht worden waren, war die Landschaft um Winterby viel zu bizarr, um jemanden hierherzulocken. Vielleicht war es auch das merkwürdige Licht, dieser stets verhangenen Himmel, der die Künstler abgeschreckt hatte. Allenfalls ein kranker, morbider Geist wie Edward Munch hätte in der Gegend um Winterby Motive zuhauf gefunden.

Instinktiv waren mir die Sümpfe um Winterby zuwider gewesen, so dass ich die Umwege gewählt hatte. Diese

führten über halb morsche Brücken und Stege und waren kaum minder gefährlich als die Sümpfe. Damals war ich froh gewesen, dass ich meinen Ausflug am helllichten Tage angetreten hatte. Und dennoch wäre ich beinahe umgekehrt, wenn nicht in demselben Moment, in dem ich den Entschluss gefasst hatte, die ersten windschiefen Dächer vor mir aufgetaucht wären. Die Straße führte zwischen den Häuserreihen hindurch, wobei die linke Reihe so nah an das Boddenufer gebaut war, dass einige Gebäude halb im Wasser versunken waren. Aber auch viele der anderen Häuser wirkten verlassen und längst dem Verfall anheim gegeben.

Ich hatte das Gefühl, in eine andere Zeit gestoßen worden zu sein – in ein verelendetes, trostloses Mittelalter. Diese Ansiedlung wirkte so völlig anders und entsprach in keiner Weise der Architektur, wie sie in diesem Teil Deutschlands mit Stolz gepflegt wurde. Weder gab es die bunten Kapitänstürme noch die gemütlichen Reetdächer mit den typischen Kreuzgiebeln.

Die Häuser in Winterby schienen aus Ziegeln erbaut, die mit der Zeit die Farbe des Sumpfes angenommen hatten. Die löcherigen Dächer bestanden aus einfachen Ziegeln, die von einer Moosart, die an grünlichen Schimmel erinnerte, überdeckt worden waren.

Das seltsamste Gebäude in Winterby war ein langgestreckter Hallenbau, den ich erst auf den zweiten Blick als ehemalige Kirche identifizierte. Er besaß jedoch weder einen Turm noch konnte ich irgendwelche Kreuzsymbole entdecken.

Dafür bemerkte ich im Vorübergehen, dass die bleiverglasten Fenster von großer künstlerischer Schönheit waren, wenngleich sich mir die Motive auf den ersten Blick nicht erschlossen.

Mit Kirchen hatte ich sowieso nicht viel am Hut. Nicht seit Myriams Tod. Ihre Krankheit und ihr langes Sterben hatten mich zu der Einsicht kommen lassen, dass es keinen Gott gab. Und wer brauchte dann so etwas wie Kirchen?

Ich hatte es schon aufgegeben, auf irgendeinen Menschen zu stoßen, als ich hinter einer verstaubten Schaufensterfront eine Bewegung bemerkte.

Auch im Nachhinein spürte ich noch das Erschrecken, das mich damals durchzuckt hatte.

Es war so elementar gewesen, dass ich mich umgedreht hatte und geflüchtet war.

Zwar hatte ich mir eingeredet, dass mir mehr oder weniger ein geordneter Rückzug gelungen war, aber für einen Außenstehenden musste mein Gestolper tatsächlich wie Flucht ausgesehen haben.

Seitdem hatte mich nichts mehr nach Winterby gezogen.

Und seit dem gleichen Tage ging ich nicht mehr ohne einen Stock aus dem Haus. Weniger aus dem Grunde, weil ich mit diesem besser gehen konnte, als dass ich etwas zum *Zuschlagen* dabei hatte.

„Was interessiert dich an Winterby? Das Dorf ist einfach nur heruntergekommen.“, hakte ich nun nach, aber Nobby zuckte nur mit der Schulter und wandte sich wieder seinem Zander zu. Die nächsten Tage über kamen wir nicht mehr auf den seltsamen Ort zu sprechen.

Dafür ist mir eine andere Frage Nobbys in Erinnerung: „Weißt du eigentlich, dass die ersten Lebewesen überhaupt in Seen lebten?“

Ich schaute auf. Ich war gerade dabei, das Luggersegel zu flicken, während Nobby wie üblich mehr oder weniger nutzlos herumsaß und mir bei der Arbeit zusah – wenn er nicht seine stundenlangen einsamen Spaziergänge unternahm.

Was dabei am schlimmsten war: Er besaß einen MP3-Player, mit dem er laufend Musik hörte. Zwar benutzte er dazu Ohrhörer, aber die Bässe waren derart tief, dass mir deren Wummern fortwährend Bauchgrimmen bereitete.

„Ich dachte, die ersten Tiere schwammen in den Urmeeren herum?“, erwiderte ich – ich gebe es zu – ohne großes Interesse für dieses Thema zu entwickeln.

„Nein, nein, Forscher haben herausgefunden, dass sich die allerersten Tiere vermutlich in Seen entwickelt haben. In Südchina ist man auf uraltes Gestein gestoßen, das sich seinerzeit vermutlich in einem See befand. Die Meere waren damals viel zu salzig für irgendwelche Lebewesen ...“

Die These schien mir absurd, aber ich sagte nichts dazu.

„Genauso ist es mit dem Bodden“, fuhr Nobby fort. „Die Ostsee ist immer mal wieder über die schmale Landzunge geschwappt und hat vielleicht etwas im Bodden hinterlassen, was erst dort *wirklich* zu leben begonnen hat.“

Und auch dazu fiel mir nicht viel mehr ein, als ein lang gezogenes „Hmm“.

An einem der nächsten Nachmittage – Nobby war zu einem Spaziergang aufgebrochen – besuchte mich Brockstedt. Brockstedt war Skipper, aber im Gegensatz zu mir ein echter, der auf allen Weltmeeren unterwegs gewesen war. Er war hager und drahtig und wirkte trotz seiner geschätzten achtzig Jahre noch immer agil. Mich bezeichnete er gern als Freizeitkapitän und Jungspund. Trotzdem kam er immer wieder gern auf ein Schwätzchen vorbei.

„Mistwetter!“, schimpfte er und schüttelte sich wie ein Hund. Die perlenden Regentropfen wurden wie Glassplitter in alle Richtungen geschleudert.

„Na, glauben Sie, Sie schaffen's bis zum Biikenbrennen?“, stichelte er. „Die ersten Zugvögel sind schon eingetroffen.“

„Aber nicht die Touristen“, nahm ich ihm gleich allen Wind aus den Segeln. Die Touristen kommen erst später.“

„Bei dem Wetter kommt kein Mensch!“, prophezeite er. „Diese Sesselpupser wagen sich doch nur bei Schönwetter an Deck.“

„Einen Grog?“, fragte ich, und er sagte nicht nein. Ich kannte ihn. Und auch ich spürte die Kälte, die an diesem Tag hereingebrochen war wie ein verspäteter Winter. Ich unterbrach meine Arbeit und setzte auf der Kochplatte einen Topf mit heißem Wasser auf. In zwei Pötte schüttete ich hochprozentigen Rum, kippte das heiße Wasser darauf und ließ noch Kandis hineinfallen.

Brockstedt Augen glitzerten voller Vorfreude, als ich ihm den Becher reichte. Er trank genüsslich, aber seine Blicke huschten umher. Er hatte irgendwas auf dem Herzen. Schließlich rückte er mit der Sprache heraus. „Ihr neuer Freund? Ist der auch hier?“

„Nobby? Nein, der wollte ein wenig die Gegend erkunden.“

„Das macht er öfters in der letzten Zeit, nicht wahr.“

Ich sah den alten Käpt'n an. Worauf wollte er hinaus?

„Er stellt den Leuten merkwürdige Fragen“, fuhr Brockstedt schließlich fort.

„Zum Beispiel?“

„Nach den letzten Sturmfluten. Sie wissen ja, dass der Darß, Zingst und das Fischland erst seit 1872 – nach einer der großen Sturmfluten – zusammengeschmolzen sind ...“

Ich nickte. Es gab sogar eine schöne Sage darüber. Demnach brach der Sturmwind ein Stück von Dänemark ab, trieb es übers Wasser und versperrte schließlich zwischen Dierhagen und Darß den Zugang zum Meer. Dieses Land, das nun eine Art Brücke zum Festland bildete, nannte man Fischland. Sogar ein Schloss mit einer waschechten Prinzessin sollte dort gestanden haben.

„Aber es gab noch viele andere Sturmfluten“, fuhr der Alte fort. „Die meisten davon sind nirgendwo groß verzeichnet.“

„Weil sie vor langer Zeit stattgefunden haben“, mutmaßte ich.

„Eben nicht! Wissen Sie, unter dem DDR-Regime gab es die Tendenz, einige Dinge zu vertuschen. Dazu gehörte, dass sich zwischen neunzehnfünfundvierzig und achtundvierzig einige außergewöhnliche und verheerende Sturmfluten ereigneten. Das Fischland und der Darß wurden völlig überschwemmt. Hunderte Einwohner kamen ums Leben. Das Meer schwappte in den Boden – und einige behaupten, dass damit noch etwas *Anderes* in den Bodden gelangte ...“

Er machte eine Pause und hielt mir den leeren Becher hin. Ich seufzte, stand auf und braute ihm einen weiteren Grog.

„Manche sagen, es hängt mit dem Frachter zusammen, der in den letzten Kriegstagen in der Ostsee vor Prerow gesunken ist. Ein amerikanisches Schiff namens *Dunwich*. Man munkelt, es sollte eine bis dahin nie eingesetzte Waffe an Bord gehabt haben ...“

„Sie meinen, diese ... Waffe liegt jetzt im Bodden vergraben?“

„Ihr Freund ist dieser Ansicht. Die Fragen, die er stellt, deuten in diese Richtung.“

„Aber Nobby hat sich nie für derartige Dinge interessiert.“

„Vielleicht nicht für Kriegswaffen“, entgegnete der Alte listig. „Er spricht von etwas anderem. Von der *Fracht*.“

Und wieder begannen seine Augen zu glänzen.

Doch so sehr ich auch weiter in ihn drang, Brogstedt rückte nicht weiter mit der Sprache heraus.

Nur einen Satz murmelte er: „Fragen Sie die Leute in Winterby. Die wissen Bescheid, was damals gelaufen ist.“

Und dabei verzogen sich seine schmalen Lippen zu einem

fast hinterhältigen Grinsen.

Nobby kam erst abends wieder. Er war völlig durchnässt. Es hatte den ganzen Tag in Strömen geregnet. Als ich ihn anblickte, wurde mir bewusst, wie abgehalftert er aussah. Seit seiner Ankunft hatte er wahrscheinlich noch mehr abgenommen. Die Haare hingen ihm wirr über die Stirn und seitlich bis auf die Schultern. Seine Augen lagen tiefer denn je in schattigen Seen. Ich hatte ein schlechtes Gewissen, als ich ihn so sah, ja. Vielleicht hätte ich mich doch mehr um ihn kümmern sollen. Andererseits hatte ich mit der KLABAUTERFRAU genug zu tun gehabt. Und immerhin hatte ich Nobby ja von Anfang an ein besseres Quartier angeboten gehabt. Es war seine Entscheidung gewesen, unbedingt in der Lagerhalle übernachten zu wollen.

Die Ohrhörer hingen traurig hinunter, tiefe, unendlichlangsame Basstöne drangen daraus hervor. Mir kam es lächerlich vor, dass ein Fünfundsechzigjähriger auf diese Musik stand, ja, sie sogar irgendwie von Bedeutung für ihn war. Nobby hörte hauptsächlich Funeral Doom, und dabei hauptsächlich die Düsterhymnen einer Band namens AHAB.

„Wir müssen reden“, sagte ich.

„Rede ruhig“, sagte er, und begann, sich seines tiefenden Parkas zu entledigen.

„Nicht hier“, erwiderte ich. „Heute Abend lade ich dich ein. Zu einem Steak. Zieh dir etwas Trockenes an, dann fahren wir los.“

Ich fuhr mit ihm nach Wustrow, und wir kehrten im QUARTERDECK ein. Es war nicht viel los an diesem Abend. Wir wählten einen Fensterplatz und schauten auf die graue Ostsee. An dem Wellenschaum erkannte ich, dass eine stürmische Nacht bevorstand. Am Strand ging trotz des Regens eine Familie mit ihrem Hund spazieren.

Ich bestellte zwei Bier und zwei Steaks für uns – die großen Porterhouse-Steaks, die eigentlich eine ganze Horde satt machten. Doch an diesem Abend hatte ich Hunger – Mordshunger. Mir wurde bewusst, dass ich mir seit Tagen kein warmes Essen mehr gegönnt hatte. Wie musste es da erst Nobby gehen.

Nachdem uns der Wirt zwei schäumende Lübzer Pilsener serviert hatte, sagte ich:

Es wird noch dauern mit den Steaks, also leg' los.“

Er sah mich irritiert an. „Was meinst du ...?“

„Warum bist du wirklich hierher gekommen? Doch nicht, um mir bei der Renovierung der KLABAUTERFRAU zuzusehen, oder?“

Er lehnte sich zurück, seufzte. Dann glitt ein scheues Grinsen über sein Gesicht. Schließlich begann er zu reden: „Wenn du so willst, dann hängt alles mit meinem Gehör zusammen ...“

„Und ich dachte, du wärst schwerhörig. Bei dem Lärm, den du dir jeden Tag reinziehst.“

„Das ist Doom. Eine sehr langsame Spielart des Metal. Die neuen Gruppen wirst du nicht kennen, aber denk an Black Sabbath, die haben damals mit ihren schweren, düsteren Gitarrenriffs den Doom Metal praktisch erfunden. Allerdings haben sie noch anders gesungen. Ozzy hat ja eher eine hohe, kreischende Stimme. Insofern bevorzuge ich für meine Experimente den Funeral Doom. Die Riffs sind da noch eine Spur langsamer, aber, was wichtiger ist, die Gesangsstimme erinnert oft mehr an ein Gurren mit extrem tiefen Tönen.“

„Black Sabbath kenne ich natürlich“, sagte ich. „Mit deren Musik habe ich damals die ersten Fêten durchfeiert. Und heute stehen die immer noch auf der Bühne. Aber was hat das mit dir zu tun? Und von welchen Experimenten sprichst

du?“

Bisher hatte ich nur angenommen, dass die Musik nur ein weiterer seiner schrägen Spleens war.

Nobby nahm einen zweiten tiefen Schluck des Bieres. Erst dann fuhr er fort. Unterdessen peitschte der Wind den Regen gegen die Fensterscheiben, so dass man sich fast der Illusion hingeben konnte, auf hoher See zu sein.

„Ich bin ein sogenannter Absoluthörer“, sagte er schließlich.

„Ich verfüge über ein absolutes Gehör. Wenn wir mit unseren Biergläsern anstoßen würden, könnte ich dir auf Anhieb sagen, welcher Ton dabei zum Klingen kommt. Andererseits zucke ich zusammen, wenn neben mir ein Auto hupt oder jemand niest – es ist schrecklich. Von Geburt an habe ich diese Gabe. Musiker wie Mozart oder Jimi Hendrix sollen ebenfalls über das absolute Gehör verfügt haben, jedenfalls haben sie etwas aus ihrem Talent gemacht ...“

„Hendrix? Der hat sich doch zu Tode gesoffen.“

„Vielleicht, weil er es nicht mehr aushielt, ein Genie zu sein, wer weiß. Aber nimm andere Beispiele, wie Frank Sinatra. Auch der verfügte über das absolute Gehör und ist ziemlich alt geworden.“

„Auch Frankieboy soll viel getrunken haben“, wandte ich ein.

„Wie auch immer: Es ist ein Fluch, du kannst es mir glauben. Vielleicht ist dieses Talent bei mir sogar noch ausgeprägter. Ich habe nie zu einem Musikinstrument gegriffen – im Gegenteil, ich habe schon vor einer Blockflöte die Flucht ergriffen. Ich konnte die Töne einfach nicht ertragen. Aber mehr oder weniger ist das alles nicht von Belang, ich habe mit der Zeit gelernt, mit meinem Fluch umzugehen.“

„Und wie?“, fragte ich neugierig.

„Indem ich mein Gehör immer mehr trainierte, so dass ich

schließlich nur Töne wahrnahm, die ich auch wahrnehmen wollte. Weißt du, mit dem absoluten Gehör verhält es sich wie mit dem Sehen: Wenn du die Augen zusammenkneifst, siehst du alles nur noch verschwommen, wenn du ein Auge schließt, blendest du einen ganzen Teil deines Sichtfeldes aus – und wenn du beide Augen zumachst, siehst du gar nichts mehr. Jedenfalls gelang es mir mit der Zeit, die normalen Laute des Alltags auszublenden. Ich konnte nachts sogar wieder ruhig schlafen, indem ich mein Gehör einfach abstellte. Es war ein so einfacher Vorgang, als würde ich meine Ohren zuklappen. Ich weiß nicht, wie ich es dir besser erklären soll ...“

„Jedenfalls habe ich damals nie etwas an dir bemerkt“, gab ich zu.

Er lächelte spöttisch: „Was hast du überhaupt bemerkt? Gib zu, du hast dich damals nicht für mich interessiert. Kaum jemand hat mit mir kommuniziert, und ich war sogar ganz froh darüber, denn jede Art der Kommunikation bereitete mir physische Schmerzen. Na ja, irgendwann war das Schulmartyrium vorüber, und ich studierte. Da konnte ich mir selbst aussuchen, wie ich das schulterte. Ich mied die Vorlesungen und lernte hauptsächlich zu Hause. Allerdings, trotz bester Abschlüsse, ging es danach steil bergab mit mir. Nenn mir einen Beruf, in dem ich nicht mit Tönen, Lauten oder Menschen konfrontiert gewesen wäre?“

Ich nickte. „Eine Scheiß Lage“, erkannte ich. „Und trotzdem weiß ich noch immer nicht, weshalb du hier bist.“

„Also schön, ich blende mal die darauffolgenden zwanzig oder dreißig Jahre aus. Irgendwann hatte ich es also geschafft, mein Gehör so zu trainieren, dass ich nur noch das wahrnehmen konnte, was ich auch wollte. Aber wie alles im Leben, so hatte auch das irgendwann Konsequenzen. Ich vernahm plötzlich ganz andere Töne.“

Töne, die ein menschliches Ohr normalerweise nicht wahrnimmt. Der tiefste Ton, den der Mensch hören kann, ist üblicherweise das Subkontra C. Das Subcontra C ist der tiefste Ton eines 32'-Registers auf einer Orgel, aber das ist wahrscheinlich schon zu sehr Fachchinesisch für dich. Was ich sagen will: Die wenigsten Kirchgänger dürften je das Subcontra C vernommen haben. Trotzdem gibt es Menschen, die noch tiefere Töne wahrnehmen ...“

„Und du gehörs dazu“, schlussfolgerte ich.

Er nickte. „Es gibt ganz wenige Menschen, die in der Lage sind, auch das darunterliegende Subsubcontra H oder gar das Subsubcontra B zu hören. Aber es gibt wohl nur eine Handvoll Verfluchter, die noch tiefere Töne vernehmen können. Und glaub mir, das Universum ist voll von ihnen! Vor einigen Jahren habe ich ein weiteres Mittel gefunden, um diese tiefen Töne auszublenden oder sagen wir: zu überdecken. Seit es den sogenannten Doom Metal gibt, schwöre ich darauf. Allerdings wissen diese Jungs gar nicht, wie gefährlich es ist, diese tiefen Töne in die Welt zu setzen. Wie Kinder, die mit Feuer spielen ...“

Wir unterbrachen unser Gespräch, weil sich die Kellnerin näherte. Sie hatte sich nicht notiert, wie wir unsere Steaks bevorzugten. Beide bestellten wir „englisch“.

„Weißt du, wo der angeblich tiefste Ton des Universums erzeugt wird?“, fragte er, nachdem die Kellnerin wieder verschwunden war.

Ich schüttelte den Kopf.

„In einem riesigen schwarzen Loch im Zentrum des Perseus-Haufens. Ungefähr zweihundertfünfzig Lichtjahre von der Erde entfernt. Der Ton, der durch das Gas, das dieses schwarze Loch umgibt, verbreitet, ist ein B. Das liegt siebenundfünfzig Oktaven unter dem eingestrichenen C.“

„Tut mir leid, ich verstehe nur noch Bahnhof“, gab ich zu.

„Es ist über eine Million Male tiefer als alle vom menschlichen Ohr wahrnehmbaren Töne.“

„Du willst mir jetzt nicht erzählen, dass du diese Töne hörst?“

Wieder stahl sich dieses merkwürdige Lächeln auf seine Lippen. „Wenn es nur *das* wäre“, sagte er schließlich.

Nachdem wir unser Steak verzehrt hatten, hoffte ich, dass er mit seiner Lebensgeschichte fortfahren würde, aber er tat dies nicht. Dafür verlor er sich in minutenlange Monologe über die Mysterien des Gehörs. Als wir endlich aufbrachen, war ich um keinen Deut schlauer. Dafür hatte der Wind an Heftigkeit zugenommen. Die lange Seebrücke, die vom Ufer bis tief in die aufgewühlten Fluten ragte, schien ab der Mitte verschluckt worden zu sein.

Plötzlich nahm ich mehrere Gestalten darauf wahr. Im ersten Moment musste ich an die Familie mit dem Hund denken, aber die hatte sich sicherlich längst schon in Sicherheit gebracht. Ich schaute genauer hin und registrierte drei hochgewachsene Männer in schlickschwarzen langen Mäntel. Sie bewegten sich nicht von der Stelle, im Gegenteil, es schien, als wären sie dort auf der Brücke festgefroren. Nur ihre Mäntel wehten im Sturm.

Einen Moment lang glaubte ich, dass da, wo sich ihre Augen befinden mussten, etwas aufblitzte, so etwas wie Ferngläser. Dann waren sie verschwunden. Eine Regenwand hatte sie verschluckt.

„Hast du die Männer gesehen?“, fragte ich Nobby, und erst jetzt fiel mir auf, dass er völlig verändert war. Sein Körper war stocksteif, sein Gesicht womöglich noch blasser. Seine Blicke wanderten unetwas umher.

Er wirkte wie unter einem Schock.

„Ist alles in Ordnung?“, fragte ich besorgt.

„Die Männer in Schwarz“, flüsterte er heiser. „Sie verfolgen mich. Bitte, kann ich heute Nacht bei dir schlafen?“

Der Sturm wurde in der Nacht heftiger. Er rüttelte an den Fenstern der kleinen Dachstube, die ich bewohnte und von der ich direkt auf den Bodden blicken konnte. Nobby beruhigte sich kaum, er schlief erst auf dem Sofa ein, nachdem ich ihm versprochen hatte, zu wachen. Vorher hatte er sich eigenhändig davon überzeugt, dass die Türen abgeschlossen waren.

Ich machte es mir mit einer Decke auf einem Sessel bequem, während ich mich mehr und mehr fragte, was für einen Fall ich mir da eingehandelt hatte. War Nobby reif für die Klapse? Oder steckte doch viel mehr hinter seinem Gerede? Wurde er wirklich verfolgt? Dann würde es schlauer sein, sich an die Polizei zu wenden.

Ich merkte bald, dass ich müde wurde und mir die Augen zuzufallen drohten.

Na und?, dachte ich. Dann schläfst du eben ein. An seinem Gerede ist eh nichts dran. Er schwebt in keiner Gefahr. Er bildet sie sich ein.

Aber dann schob sich wieder der Anblick der drei Männer in ihren schwarzen Mäntel vor mein inneres Auge, und ich spürte, wie mir tatsächlich eine Gänsehaut über den Rücken kroch. Ich erhob mich und stellte den Sessel so zurecht, dass ich die Tür im Auge behalten konnte.

Aber vorher kramte ich noch das Buch hervor, das mir Nobby bei seinem Eintreffen geschenkt hatte. Seit damals hatte ich es nicht mehr beachtet.

Ich musste fast lachen, als ich den Titel nun genauer betrachtete. Damals hatte ich ihn gar nicht genauer wahrgenommen.

Es handelte sich um ein Taschenbuch mit grellem, rotem

Schriftzug: GRUSEL stand da in wabernden Buchstaben, die an den Titelvorspann eines Edgar Wallace-Films erinnerten. Erst auf den zweiten Blick nahm ich die weißen Buchstaben darunter und darüber wahr, so dass das Ganze einen Sinn bekam: Luther's GRUSEL Magazin. Schon das flößte mir einen wahren Horror ein, denn ich hasste es, diese falschen angelsächsischen Genitive vorgesetzt zu bekommen. Der Apostroph war eindeutig falsch gesetzt. Noch lächerlicher war allerdings das Titelbild. Ein in Gelb getauchtes Foto zeigte eine maskierte, peitschenschwingende Domina. Vielleicht war es auch ein Dominus – das war nicht genau zu erkennen. Ein weiterer Schriftzug pries den Inhalt folgendermaßen an: Erstes deutschsprachiges Gruselmagazin 244 Seiten. Und darunter: H. P. Lovecraft: Horror in Dunwich.

Das interessierte mich. Nobby hatte früher mal Lovecraft erwähnt – damals auf dem Schulhof. Ich konnte mich daran erinnern, dass ich damals überall in den Buchgeschäften herumgesehen, aber kein Buch von Lovecraft gefunden hatte. Später hatte ich mich dann nicht mehr für ihn interessiert.

Ich schlug das zerfledderte Taschenbuch auf und begann zu blättern. Die Story fing erst auf Seite 83 an – und sie war reichlich krude, um es vorsichtig zu formulieren.

Erzählt wurde die Geschichte des imaginären Dorfes Dunwich, dessen Bewohner allesamt von Inzucht befallen waren. Dieser heruntergekommene, degenerierte Menschengeschlag vollführte schwarzmagische Praktiken und Rituale der finstersten Art. Eine Familie, die Whateleys, erwiesen sich dabei als noch verkommener und degenerierter als alle anderen. Eine Angehörige der Whateleys zeugte mit einem Yog-Sothoth genannten Wesen zwei Söhne. Wer war Yog-Sothoth?, fragte ich mich.

Jedenfalls wurde eine Art Pseudo-Spannung erzeugt, will doch einer der missgestalteten Söhne seinen Vater anrufen. Zum Glück misslingt dies ...

Ich gab zu, ich war ratlos, nachdem ich diese Geschichte gelesen hatte.

Irgendwann schlief ich ein.

Als ich erwachte, war der Sturm abgeebbt. In der Küche klapperte jemand mit Geschirr. Im ersten Moment gab ich mich der Illusion hin, die letzten Jahre nur geträumt zu haben. In stellte mir vor, in der Küche würde Myriam hantieren und mich mit einem köstlichen Frühstück, bestehend aus Toast, Eiern und Schinken überraschen. Aber Myriam war seit zwei Jahren Tod, bevor der Krebs sie auf grauenvolle Weise ihr Gesicht zerfressen hatte. Und in der Küche war nur Nobby, der außer Kaffee nichts weiter zubereitet hatte. Vorwurfsvoll sah er mir entgegen, als ich angeschlurft kam.

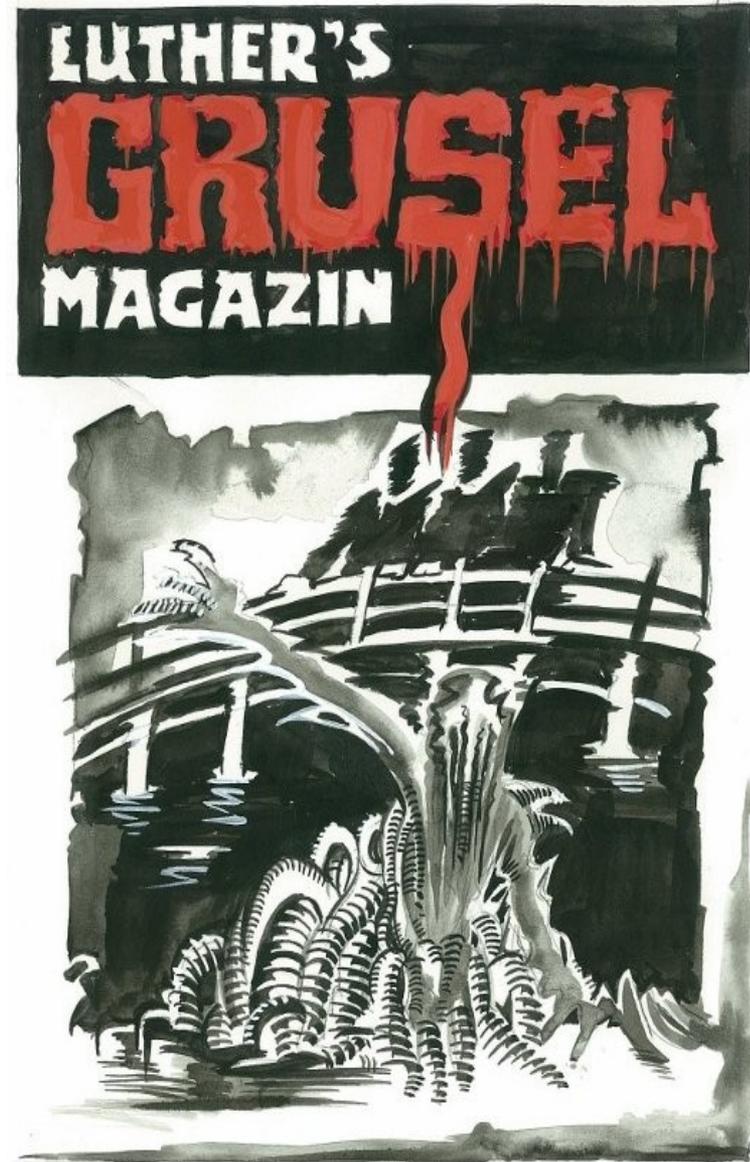
„Du bist eingeschlafen“, sagte er anklagend.

Ich zuckte nur mit den Schultern. „Kein Wunder, bei der Lektüre“, sagte ich schließlich.

Ich nahm mir eine Tasse, schüttete Kaffee hinein und setzte mich Nobby gegenüber.

„Du hast DAS GRAUEN IN DUNWICH gelesen?“, fragte er überrascht.

„Wer ist Yog-Sothoth?“, fragte ich zurück. Es war lächerlich, aber der Name hatte die schlimmsten Träume seit langer Zeit in mir ausgelöst. Ich hatte von einem Wesen namens Yog-Sothoth geträumt. In meinem Traum war es eine riesige schwarze amorphe Gestalt gewesen, und sie hatte mir versprochen, mir Myriam wiederzubringen. Dafür hatte ich nichts weiter tun müssen, als zu versprechen, Yog-Sothoth zu ehren. Erfreut hatte ich zugestimmt, doch an



by Johann Peterka

dem Abend, als ich die Tür öffnete, um Myriam hereinzulassen, schlug mir ein entsetzlicher Leichengestank entgegen. Und ihr Gesicht, auf dem ein grausam verzerrtes Lächeln hing, war noch immer von Krebs gezeichnet. Schreiend hatte ich die Tür wieder zugeworfen – und war erwacht.

„Wenn du die Geschichte gelesen hast, dass weißt du schon eine ganze Menge“, sagte Nobby.

„Ich weiß gar nichts. Solltest du zufällig auf Winterby anspielen, so ist das alles einfach Quatsch!“

„Quatsch?“ Er sprang so heftig auf, dass der Kaffee aus der Tasse schwappte und der Stuhl nach hinten krachte. „Ich habe Geschichte studiert, mein Lieber. Und mein Spezialgebiet waren Städte und Reiche, die es angeblich nicht gibt oder nie gegeben hat: Atlantis, Rungold, R'lyeh ... Das Dunwich, welches Lovecraft so realistisch und detailreich beschreibt, hat es gegeben.“

„Meinetwegen“, sagte ich. „Beruhig dich und setz dich einfach wieder!“

Er atmete mehrmals tief durch, dann schien er einzusehen, dass er eindeutig dabei war, durchzudrehen.

„Wie wär's statt Kaffee mit einem Tee?“, schlug ich vor. „Zur beruhigung.“ Aber er schüttelte den Kopf. Seine Hände waren zu Fäusten geballt, so dass die Knöchel weiß hervortraten.

Dann sagte er, merklich gefasster und ruhiger: „Es ist klar, dass du die Geschichte als Humbug abtust, wie alles andere auch. Du kennst ja nicht die Hintergründe.“ Er lachte auf. „Ich habe dir von meinem absoluten Gehör erzählt. Weißt du, dass da ein bestimmter Ton ist, den ich vom Zeitpunkt meiner Geburt höre? Er quält mich, er malträtiert mich und macht mich immer mehr zu seinem Opfer. Natürlich wusste ich früher nie, dass nur ich ihn höre – genauso wie jeder

Mensch annimmt, dass das Klopfen des Herzens für jeden gleich klingt. Aber stell dir vor, du wärst der einzige Mensch auf der Welt, der sein Herz pochen hören kann? Wie würdest du es den anderen erklären und beschreiben? Und es würde mit jedem Tag lauter. Und lauter. Und LAUTER!“

Die letzten Worte schrie er fast hinaus.

„Eine andere Geschichte ist folgende“, fuhr er in normalem Tonfall fort. „Gegen Ende des Weltkrieges gab es in dieser Bucht ein kleines Scharmützel. Ein Patrouillenboot versenkte einen amerikanischen Frachter namens *Dunwich*. Die Ostsee ist hier nicht sehr tief, aber offensichtlich doch tief genug, dass sämtliche Versuche, das Wrack zu orten oder gar zu bergen ergebnislos verliefen. Es häuften sich die Gerüchte, dass die *Dunwich* etwas Kostbares transportiert hatte. Manche sprachen von Goldbarren, die nach Deutschland geschmuggelt werden sollten, um hier den Widerstand gegen Hitler zu kräftigen. Als ob das nötig gewesen wäre! Egal, es gab genügend Männer, die nach der *Dunwich* tauchten. Auch hier in der Gegend fahndeten einige erfahrene Taucher nach dem Wrack. Man vermutete schließlich, dass es einen schmalen Unterwassergraben gab, den man bislang noch nicht erforscht hatte und in dem die *Dunwich* begraben lag. Aber es gab noch ein anderes Gerücht: In den Lagerräumen der *Dunwich* sollte sich etwas befinden, das den Krieg ebenso schnell entscheiden würde wie später die Atombombe. Das war natürlich Unsinn – die meisten Historiker glauben nicht, dass die *Dunwich* atomare Waffen oder ähnliche Dinge durch die Ostsee schipperte. Jedenfalls tauchte ein paar Tage vor Kriegsende ein Kampfschwimmer-Verband hier auf. Sie besetzten die besten Häuser, unter anderem auch das NAMENLOS, ein ehemaliges Hotel, das vor ein paar Jahren übrigens auf

merkwürdige Weise verschwunden ist.¹ Die Kampfschwimmer wurden immer wieder in die Tiefe geschickt – ohne Erfolg. Und niemand wusste, was ihr wirklicher Auftrag war und sie dort unten tatsächlich suchten. Allerdings bekamen die Einwohner aus nächster Nähe so einiges mit. Immer mehr der Froschschwimmer verschwanden – tauchten nicht mehr von dort unten auf. Bei anderen zeigten sich merkwürdige Wesensveränderungen. Sie schrien im Schlaf, riefen die Namen merkwürdiger, längst verschollen geglaubter Gottheiten ...“

„Yog-Sothoth?“, mutmaßte ich, konnte mir aber ein Lächeln nicht unterdrücken.

„Es gibt einige Leute – nein, keine Historiker, die du an Unis findest – aber Leute, die sich auskennen, Experten, Wissende, meinetwegen auch Besessene, die der Ansicht sind, dass dieser Dampfer aus dem Grund den Namen Dunwich trug, weil er etwas transportierte, was in Dunwich gezeugt worden ist. Nicht unbedingt Yog-Sothoth, denn dann würden wir hier nicht mehr sitzen und in Ruhe unseren Kaffee trinken können. Aber einige seiner *Kinder* ... Manche davon hat sicherlich die Ostsee geschluckt, aber andere – sind rübergekommen.“

Er war in ein Flüstern verfallen, so als würde uns jemand belauschen.

„Rübergekommen? Wie meinst du das?“, fragte ich, und unwillkürlich flüsterte ich auch.

„Es ist nicht ratsam, seinen Namen allzu oft zu nennen“, fuhr er fort. „Seit dem Untergang der Dunwich gab es zig Überflutungen. Ich bin sicher, dass sich mindestens einmal etwas seinen Weg aus dem Meer in den Bodden gebahnt hat. Eines von, du weißt schon wer seinen Kindern. Hast du

das Buch?“

Ich zuckte die Schultern, stand jedoch auf und holte das Magazin herbei.

„Irgendwo habe ich es angestrichen, schlage die Seite auf!“, verlangte er.

Ich tat ihm den Gefallen. Schon in der Nacht war mir aufgefallen, dass überall auf den Seiten Eselsohren, Unterstreichungen und wirre Anmerkungen an den Rändern vorhanden waren. Nobby musste die Story inzwischen in- und auswendig kennen.

„Meinst du diesen Part?“, fragte ich und begann zu lesen: *„Es ist ganz undenkbar, dass der Mensch der älteste oder der letzte Herr der Erde ist. Die Alten waren, die Alten sind, die Alten werden sein. Nicht in dem Raum, der uns bekannt ist, sondern dazwischen. Sie sind ohne Dimensionen und für uns unsichtbar. Yog-Sothoth kennt das Tor ...“*

„Weiter, ich meine die Stelle, an der der Kötter das Wesen in der Bibliothek zu Tode beißt!“

„Du meinst auf Seite 100? Warum sagst du das nicht gleich“, verteidigte ich mich. Ich blätterte weiter und las: *„Das Ding, das verkrümmt auf der Seite in einer Pfütze von grünlich-gelbem Eiter lag, war fast zwei Meter und siebzig groß ... Es war zweifellos teilweise menschlich mit menschenähnlichen Händen und einem ebensolchen Kopf, und das ziegenartige, kinnlose Gesicht trug noch immer den Stempel der Whateleys. Aber der Torso und die unteren Körperteile schien einem Ungeheuer zu gehören ... Die Haut auf der Brust ... war von ledriger Beschaffenheit wie bei einem Krokodil. Der Rücken war gelb und schwarz gescheckt und leicht schuppig wie bei einer Schlange. Unterhalb der Gürtellinie aber war es am schlimmsten ...“*

Ein Schrei Nobbys ließ mich innehalten

„Hast du es gehört?“, fragte er mit bleichem Gesicht.

¹ Siehe Edition Arkham Band 1: Uwe Voehl, Totenmeer

Ich schüttelte den Kopf. „Wovon redest du?“

Es dauerte eine Weile, ehe er antwortete: „Es weiß, dass wir hier über ihn reden. Es hat uns gehört. Wir müssen ... wir müssen ...“

Er begann einen derart grauenvollen Schrei auszustoßen, dass ich glaubte, mein Trommelfell würde platzen. Gleichzeitig hielt er sich die Ohren zu, sprang erneut auf und taumelte umher. Blut schoss ich aus Ohren und Nase und bespritzte den Boden. Er riss die Tür auf und lief nach unten.

Ich überlegte nur im ersten Moment, ihm zu folgen, dann gab ich es auf. Ich schaute aus dem Fenster und sah ihn davonrennen. Mit meiner Arthritis hatte ich nicht die geringste Chance, ihn einzuholen.

Gegen Abend schellte es, und er stand wieder vor der Tür. Er machte ein bedrücktes Gesicht, und allmählich glaubte ich wirklich, dass der Irrsinn nach ihm griff. Sein umherhuschender misstrauischer Blick war nicht mehr so ganz von dieser Welt. Seine Stirn glänzte vor Schweiß. Er schien Fieber zu haben.

Er schob mich beiseite, als würde ihm die Wohnung gehören, und befahl mir, sofort die Tür zu schließen.

„Waren Sie hier?“, fragte er atemlos.

„Wen meinst du jetzt schon wieder?“

„Die Männer in den Mänteln. Die, die du auf der Landungsbrücke in Wustrow gesehen hast!“

Ich schüttelte den Kopf. „Nein, sie sind seitdem nicht wieder aufgetaucht.“

Er setzte sich erschöpft an den Küchentisch. Ich schob ihm ein Glas Whiskey hin, den er gierig trank.

„Sie sind mir den ganzen Tag gefolgt“, sagte er schließlich mit rasselnder Stimme. „Sie wollen mich von meinem

Vorhaben abbringen – aber es wird Ihnen nicht gelingen.“ Er kicherte.

„Von welchem Vorhaben sprichst du?“, drang ich in ihn, während ich mir selbst einen Whiskey einschüttete und ihm ein zweites Glas anbot. Er nickte.

„Ich habe dir erzählt, dass ich diesen bestimmten Ton seit meiner Geburt vernehme. Es hängt mit dem zusammen, was im Bodden haust. Es ruft mich zu sich – seitdem ich auf die Welt gekommen bin.“

Eindeutig, er *war* verrückt. Ich entsann mich, irgendwo mal gelesen zu haben, das man ab besten mit Irren sprach, indem man auf ihre Logik einging. Irrenlogik.

„Warum ruft es dich?“, fragte ich.

„Es ist nicht freiwillig hier. Es hält sich im Bodden versteckt, aber es will fort. Als die *Dunwich* damals sank, sandte es seinen Hilferuf aus. Und im selben Moment wurde ich geboren. *Seine* Fühler erfassten mich, und seitdem ruft es mich um Hilfe an.“

„Aber wie kann es ausgerechnet dich – erfasst haben? Warum hat es nicht jemand aus der Gegend hier um Hilfe angerufen?“

Nobby lachte irre auf. „Es musste jemanden finden, der es versteht – und ich verfüge über das absolute Gehör, begreifst du? Und außerdem ...“ Diesmal klang sein Lachen tatsächlich wie das eines Wahnsinnigen, während ich gleichzeitig Tränen in seinen Augen wahrnahm. „Außerdem bin ich in Winterby geboren. Ja, ich bin ein verdammtes Waisenkind! Wer weiß, von wem ich abstamme! Vielleicht von Whateley selbst! Meine ersten Jahre verbrachte ich in Waisenhäusern, bis sich meine Zieheltern meiner erbarmten – weit, weit weg von hier. Und in Winterby“, flüsterte er, „in Winterby haust der gleiche Menschenschlag wie in Dunwich!“

„Du bist verrückt!“, entfuhr es mir schließlich doch.
„Ich war niemals bei klarerem Bewusstsein als jetzt!“, widersprach er. „Ich kann meinem Schicksal nur entgehen, indem ich es vernichte.“
„Aber wie willst du das machen?“
„Sagtest du nicht, dass die KLABAUTERMANN längst schon vom Stapel müsse?“

Der Regen hat nicht nachgelassen. Im Gegenteil, der Sturm wird mit jedem Tag heftiger. Die Möwen und anderen Seevögel ballen sich zu Scharen über dem Bodden zusammen. Ihre Schreie haben sich verändert. Sie sind tiefer, monotoner geworden. Fast klingen sie wie ein überlauter Wespenschwarm. Nobby steht Tag für Tag vorne an der Reling, während wir die Boddengewässer durchkreuzen. Er stößt Laute aus, die ich nur zum Teil vernehmen kann. Es ist ein Grunzen und Brummen, ein Stöhnen und Brummen.

Manchmal, so wie in dieser Nacht, habe ich das Gefühl, dass ihm aus dem Schlick etwas antwortet. Etwas mit einer noch viel tieferen Stimme. Ich kann es nicht hören, aber in manchen Nächten, so wie in dieser, kann ich es spüren. Es

ist wie ein tektonisches, weit entferntes Beben, das meinen Körper zum Zittern bringt.

Gestern, kurz bevor ich vor Anker ging, sah ich durch das Fernglas, wie sie bei Winterby Feuer entfachten, und ich sah tanzende Gestalten in schlickschwarzen Mänteln.

„Biikenbrennen“, würde Brockstedt vermutlich sagen.

Aber in Winterby begrüßen sie auf diese Art den Frühling nicht. Genausowenig, wie sie je ihre Seeleute auf diese Weise verabschiedet haben. Wohin denn auch, liegt Winterby doch an der meerabgewandten Seite des Boddens. Ich glaube, dass sie dort drüben wirklich etwas zu feiern

haben.

Das Grummeln kommt immer näher. Und eigenartig, ich kann die Stimmen darin plötzlich *verstehen*.

Ich bin froh, dass Nobby schläft.

Vielleicht sollte ich ihm den Hals umdrehen, bevor er aufwacht.

Eh-ya-ya-ya-ya-yahaaah – e’yayayayayaa... ngh’aaa h’yuh ... h’yuh ... ff-ff-ff. Vater! VATER, ich habe dich gefunden! YOG-SOTHOTH...!“

THE HAUNTER OF THE DARK 2
Von Johann Peterka



IN DEN FOLGENDEN TAGEN LAS
BLAKE VIEL IN DEM ALTEN LEDER-
GEBUNDENEN NOTIZBUCH -
ES GEHÖRTE EINEM GEWISSEN
EDWARD M. LILLIBRIDGE EINEM
REPORTER DER 'PROVIDENCE
TELEGRAM' DER AUF EINER
SENSATIONELLEN SPUR GEWES-
EN WAR.
DIE ENTDECKUNGEN WAREN

OFFENKUNDIG GRAUENERREG-
END - ER FAND HINWEISE ÜBER
EIN 'DING AUS DER TIEFE' DAS
DURCH DEN BLICK IN DEN
'LEUCHTENDEN STEIN' ERWECKT
WERDE - DIESES DING WAR ALL-
WISSEND, DA ES AUS DEN TIEFEN
JENSEITS VON RAUM & ZEIT
STAMMTE - DIE ALTEN BRACHTEN
ES AUF DIE ERDE - ÜBER ANEN...



..HINWEG VERLANGTE ES MONSTRÖSE
BLUTOPFER - BIS ZU DER ZEIT ALS
DER PHARAO NEPHREN KA IHM EINEN
TEMPEL MIT EINER FENSTERLOSEN
KRYPTA ERRICHTETE - AUS ALLEN
BERICHTEN & CHRONIKEN WURDE
DIE EXISTENZ EINES SOLCHEN
SCHRECKENS GESTRICHEN -

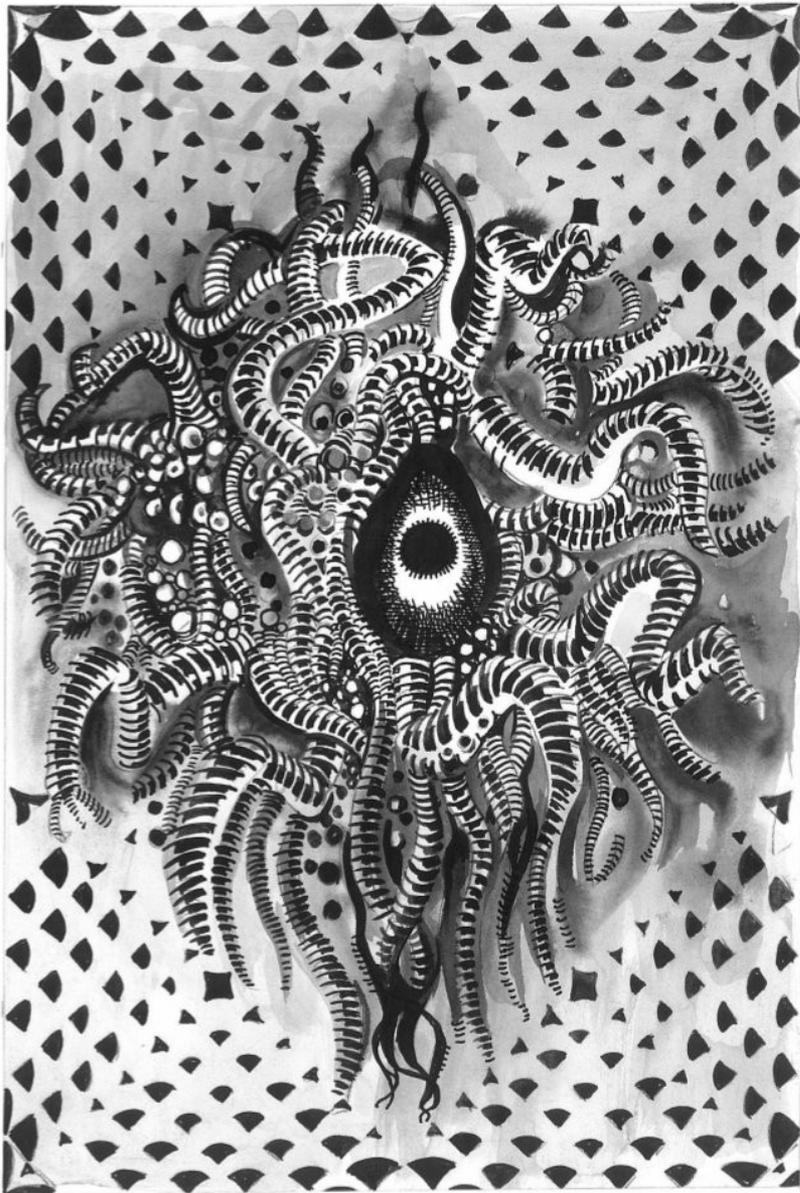


SO SCHLIEF ES
IN DEM UNHEIL-
IGEN TEMPEL -
BIS DER SPÄTEN
EINES ARCHÄO-
LOGEN ZUM
FLUCHE DER
MENSCHHEIT
ES ANS LICHT
BRACHT!

PROF. ENOCH BOWEN
kommt Mai 1844 aus
Ägypten zurück - erwirbt
alte FREE-WILL-CURCH im
Juli - BOWEN sehr bekannt
durch seine archäolog. Arbeiten & Stud. des OKKULTEN!



Cthulhu Libria



Cthulhu Libria



Providence Telegram

WEDNESDAY, AUGUST 8, 1935

LATE CITY EDITION

FREE WILL CURCH BURNT DOWN

Unter mysteriösen Umständen brach ein Feuer in der Nacht am 8. August um 2 Uhr 35, in der Free Will Church [Federal Hill] aus. Ein vermutlich geistesgestörter Brandstifter namens R. BLAKE wurde in der Nähe der Kirche festgenommen.



WAS DIE ANOMALEN ZUSTÄNDE IN DER VERLASSENEN KIRCHE VON FEDERAL HILL BETREFFEN - SO WIRD DER GEWIEGTE ANALYTIKER ES ALS BEWUßTE ODER UNBEWUßTE SCHARLATANERIE ABTUN, AN DER BLAKE IM GEHEIMEN NICHT UNBETEILIGT WAR - H. P. LOVECRAFT

Cthulhu Libria



VERLAGSVERZEICHNIS (VERLINKT)

[Achilla Presse](#)

[Atlantis Verlag](#)

[Basilisk Verlag](#)

[Begedia Verlag](#)

[Blitz Verlag](#)

[DuMont Verlag](#)

[Editon Phantasia](#)

[Eloy Edictions](#)

[Fabylon Verlag](#)

[Feder und Schwert Verlag](#)

[Festa Verlag](#)

[Goblin Press](#)

[Golkonda Verlag](#)

[Heyne Verlag](#)

[Knaur Verlag](#)

[Lindenstruth Verlag](#)

[Luftschiff Verlag](#)

[Luzifer Verlag](#)

[Lübbe Verlagsgruppe](#)

[P.Machinery](#)

[Piper Verlag](#)

[Shayol Verlag](#)

[Suhrkamp Verlag](#)

[Voodoo Press](#)

[Verlag 28 Eichen](#)

[Wurdack Verlag](#)

[Zaubermond Verlag](#)



DISCLAIMER FÜR LINKS

Laut Urteil vom 12. Mai 1998 entschied das Landgericht Hamburg, dass durch das Anbringen eines Links die Inhalte der gelinkten Seite ggf. mit zu verantworten sind. Laut dem LH kann dies nur dadurch verhindert werden, dass man sich ausdrücklich von diesen Inhalten distanziert. Und somit möchte ich ausdrücklich bestellen, dass ich keinen Einfluss auf die Gestaltung und die Inhalte der hiermit verlinkten Seiten habe und mich von ihren Inhalten distanzieren, sollte diese rechtswidrig bzw. verboten sein.